

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

18. Jahrgang Nr. 1
14. Dezember 2001

Tragen wir unsere Mutter- sprache noch?

Erst wenn ungarndeutsche Literatur nicht ausschließlich wie bisher für sich betrachtet wird, sondern im Zusammenhang mit der auslandsdeutschen europäischen und außer-europäischen Minderheitenliteratur, zeigt sich: Alle diese Literaturen gelten lediglich als Randerscheinungen der jeweiligen Nationalliteratur und tragen deshalb das gleiche Schicksal. Das muß nicht zwangsläufig ihr Dasein gefährden, denn Existenzbedrohungen scheinen gegenwärtig ferner zu liegen als etwa vor einem halben Jahrhundert, doch bleiben ihre Probleme unverkennbar unverändert. Werden die verstreuten kleinen Sprachlandschaften miteinander verglichen, liegen sie sowohl in der allgemeinen gesellschaftlichen wie der persönlichen Wahrnehmung. Sind Sprache und Literatur dieser weltweit zerstreuten deutschen Minderheiten bedroht und deshalb zum Untergehen verurteilt? Unfreiheiten, ja Krisen sind ebensowenig wie gute Entwicklungen zu übersehen.

In der einschlägigen Literatur begegnet uns immer wieder der Begriff „Sprachträger“, auch Ungarndeutschen ist er nicht fremd. Man weiß, was es heißt, generationenweit Muttersprache zu tragen. Es kann leicht und mühsam sein. Sie wurde auf dem von Georg Wittmann erzählten beschwerlichen Weg (Die Holzpuppe) aus dem heimatlichen Einst nicht in die Fremde mitgenommen, um sie hier völlig zu vergessen und das Sprach-Ich, seine Identität aufzugeben!

Es kann leicht und mühsam
sein

Darüber nachzudenken lohnt sich, zumal in dieser besonderen Situation für das Ungarndeutschtum mit seiner Vereinzelung. Wir tragen unsere Muttersprache, indem wir sie mehr oder weniger bewußt verwenden; zudem geben wir ihr mit jeder Äußerung, der Kommunika-

(Fortsetzung auf Seite 2)

2002: Dreifaches Jubiläum

„Zu den kulturpolitischen Aufgaben eines Volkes gehört es auch, für die Entfaltung schriftstellerisch Begabter und für das Ausbilden von Talenten zu sorgen. Hierdurch wird in bedeutendem Maße zur Lösung jener Aufgaben beigetragen, die sich aus der Entwicklung und Pflege der eigenen, nationalen Kultur ergeben. Auch auf diesem Gebiete wollen wir unsere Kräfte anspannen, denn wir sind überzeugt, daß sich in Übereinstimmung mit den wachsenden kulturellen Interessen der Deutschen in Ungarn auch für die schriftstellerische Betätigung neue Wege anbahnen. Das Wirken der Deutschschreibenden kann dazu beitragen, daß das heutige Leben der Deutschen in der Öffentlichkeit erschlossen und das Erbe auf diese Weise sichergestellt wird...“ Dies schrieb Friedrich Wild, Generalsekretär des Demokratischen Verbandes der Deutschen in Ungarn, zur Gründung der Sektion der Deutschschreibenden 1972 (NZ 7/1972). Dieser Gründung ging ein vom Verband „zum 25. Jahrestag der Befreiung“ initiiertes Preisausschreiben voraus, zu dem 34 Preisschriften, überwiegend volkskund-

lichen Inhalts, eingesandt wurden. Fast 100 Texte hatte dann das ein Jahr nach der Sektionsgründung gestartete Preisausschreiben „Greift zur Feder!“, das bis heute als Geburtsstunde der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur gilt. 2002 haben wir also einmal ein 30jähriges Jubiläum zu feiern.

Fünf Jahre später, 1977, fand in der Siklóser Burg das erste „Literarische Lager“, ein mehrtägiges Werkstattgespräch statt, fortan die wichtigste jährlich wiederkehrende fachliche Veranstaltung der Sektion, die sich seit 1973 als Literarische Sektion bezeichnete. Ein weiteres, 25jähriges, Jubiläum also.

Die Sektionsmitglieder nutzten im Zuge der demokratischen Umwandlung unseres Landes die Gelegenheit und gründeten 1990 den Verband Ungarndeutscher Autoren, der sich 1992 für bildende Künstler öffnete. Damit ist vor zehn Jahren - ein weiteres Jubiläum - der heute noch agierende Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) entstanden.

Johann Schuth



Eine „Art Generationswechsel“ und „recht starke Talente“ machte Stefan Raile aus Jena bei den diesjährigen Werkstattgesprächen vom 8.-11. November im Fünfkirchner Hunyor-Hotel aus. Jedenfalls waren die Gespräche über die Texte vor allem jüngerer AutorInnen sehr verheißungsvoll. Die Teilnahme von Vertretern der Temeswarer Literaturgesellschaft Stafette und des Freien Deutschen Autorenverband ließ auch ausländische Erfahrungen und Sichtweisen in die Diskussion einfließen. Den Höhepunkt der Werkstattgespräche bildete die Präsentation des Lebenswerkes von Engelbert Rittinger in seinem Heimatdorf Ratzpeter/Újpetre (unser Bericht dazu auf Seite 9). Foto: NZ

Aus dem Inhalt

Christina Arnold
Braunes Brot
Seite 2

Béla Bayer
Rückkehr
Seite 4-5

Dort drüben
Seite 4

Gedichte
von Monika Szeifert
Seite 4

Gedichte
von Christina Arnold
Seite 5

Stefan Raile
Das wahre Glück
Seite 6-7

Die gehentkten Puppen
Seite 7

Ludwig Fischer
Ein Samstagnachmittag
Seite 8

Buchpräsentation
Seite 9

Gedichte
von Koloman Brenner
Seite 10

Márton Kalász
Dezimierungszettel
Seite 10-11

Nelu Bradean-Ebinger –
der polyglotte ungarischwäbische
Mitteleuropäer
Seite 12-13

János Wagner:
Erinnerungen an Rom
Seite 14

Bartl
Seite 15

Tragen wir unsere Muttersprache noch?

(Fortsetzung von Seite 1)

tion schlechthin, Form, ob schriftlich oder mündlich, ob mit sich oder anderen, über all das, was uns berührt. Mit unserer Kenntnis von ihr geben wir ihr Gewicht. Buchstäblich jeder trägt sein Sprachmerkmal auf der Zunge und damit Verantwortung für sie, insofern ist ungarndeutsche Geschichte auch eine Geschichte des sprachlichen Weitertragens und ihrer Umständevielfalt. Leichtfertiger Umgang mit ihr, ihre Herabwürdigung oder gar ein Verzicht auf sie können Ausdruck von Gedankenlosigkeit und Anpassung sein. Sofern dem hohen Ziel der Spracherhaltung von ihren Sprachträgern aber entschlossen genug zugestrebt und jeglicher Einschränkung von außen geduldig widerstanden wird, kann sie sich erneuern und nachweislich sogar Literatur wachsen lassen, vorausgesetzt, die Fähigkeit zur thematischsprachkünstlerischen Gedankenformung und Gestaltung ist gegeben und wird zielstrebig verfolgt.

Das verbliebene Deutschtum hier bekundet unterschiedliche Meinungen zum Willen einer Sprachträgerschaft. Sie reichen, sofern die Bedingungen es zulassen, von unzweideutiger Bejahung bis zu klagvoller Entsagung und absoluter Zurückweisung. Dahinter steht einerseits klares Identitätsbewußtsein, andererseits totale Assimilation oder – manchmal sogar – Herkunftsleugnung. Gesellschaftszwänge können dafür Ursache sein. Meinungsgepalten sind dagegen ungarndeutsche Autoren nicht, muttersprachliches Tätigsein ist für sie lebens- und wertbestimmend. Mit ihm zielen sie nach wie vor auf die verbesserte Auf- und Annahme des Deutschen, das die Vorfahren erhobenen Hauptes trugen.

Hätten vor mehr als drei Jahrzehnten einige Mutige nichts weiter getan, als besorgt auf den bedenklich ausgezehrten Zustand ihrer Muttersprache öffentlich aufmerksam zu machen, wäre allein das als Signal verstanden worden, entschiedener und nachhaltiger für sie einzutreten, um sie vor dem Vergessen zu bewahren. Dafür ist all jenen zu danken, die daran mühevoll Anteil hatten. Diese Feststellung darf in die Überlegungen zur Sprachträgerschaft einfließen, zumal das selbst kritische Nachdenken über sie eine unvorhersehbare Entwicklung auslöste.

Spiegel ihrer Herkunft und Kultur

Bereits seit langem war die deutsche Sprache in verschiedenen europäischen Ländern – unter ihnen eben auch Ungarn – einengendem Assimilationsdruck unterworfen.

Der Nationalismus zeigte seine Verderblichkeit. Die millionenfache Vertreibung deutscher Bürger sollte sie völlig auslöschen und einzig die Sprache der jeweiligen Mehrheitsnation zur Gänze durchsetzen. Als ob ihre eine Minderheitensprache diesen ersten Platz je streitig gemacht hätte! Kein Land, das Deutsche einst zur Ansiedlung gerufen hatte, könnte ein derartiges Ansinnen nachweisen. Im Gegenteil: Vom Bleiben in den Besiedlungsräumen und der Notwendigkeit sprachlicher Verständigung überzeugt, näherten sie sich der Landessprache (und ihrer anderssprachigen Nachbarn) an. Diese gegenseitige nachbarschaftliche Achtung und Gesinnung bewahrten sie Jahrzehnte und Jahrhunderte über all die großen gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Enttäuschungen hinweg. Doch der Sprache ihrer Altheimat wollten sie nicht entsagen, sie war und blieb ihnen Spiegel ihrer Herkunft und Kultur. Deshalb trugen sie sie klaglos, ohne ihrer Wahlheimat Ungarn untreu zu werden. Einzig mit diesem Treuebewußtsein ließ sich all das erlebte Schwere ertragen. Es war und blieb das Fundament für das Hiersein. Textbelege dazu finden sich z. B. bei einigen Autoren: W. Knabels, G. Faths oder J. Mikonyas frühe Heimatgedichte, von manchem „Kenner“(!) als völlig

belanglos eingestuft und mißverstanden wie Faths „Heimlos“ (1946) und „Klage der Verschleppten“ (1948) gänzlich übersehen, sind verkannte Zeugnisse wahrer Befindlichkeit und Selbstbehauptung.

Obzwar zahlreiche Verständigungswege in einstigen Siedlungsgebieten Nachkriegsungarns willkürlich ge- oder überhaupt zerstört waren und das Muttersprachdeutsch sich zu verlieren schien, stützten sich diese und andere Sprachbewußte auf das gemeinsame Wollen und wehrten sich – mehr und mehr entschlossen – gegen den Niedergang ihrer Sprache.

Eine Sprache ist zugleich Freude wie Last

Sie hatten sie von Generation zu Generation vererbt, deshalb fühlten sie sich als ihr Träger, und deshalb wirkte in ihnen der Gedanke, sie müsse weitergetragen werden, damit sie lebendig bleibe in Mundart wie in Hochsprache. Auf diese Weise bestärkten jene Entschlossenen (und jene in aller Stille schreibend Tätigen nicht zu vergessen!) das sprachverblässende verbliebene Ungarndeutschtum und setzten so einen Meilenstein in seiner wechsellvollen Geschichte. Sie erfaßte in Anlehnung an das Leben des einzelnen

Christina Arnold Braunes Brot

Jeden Sonntag ißt die Familie zusammen, beim Mittagstisch werden die Probleme und die Geschehnisse der letzten Woche besprochen, das war schon immer so. Der Familie schmeckt alles, was auf den Tisch kommt, denn Oma verwöhnt sie seit Jahrzehnten mit ihren Kochkünsten, sie lernte es in ihrer frühesten Kindheit. Doch auf eines muß beim Essen immer geachtet werden, daß auch das richtige Brot da liegt...

„Keh mal un hol noch Prot vom Gschäft, tes muß noch uf sein“, sagte die Mutter und schickte die ältere Tochter in den benachbarten kleinen Laden. Diese kam auch in wenigen Minuten fröhlich zurück, denn es gab noch Brot, zwar kein „normales“, aber immerhin. Sie dachte sich nichts dabei. In einigen Minuten war auch das Essen fertig, und die Mutter rief: „Kummt esse!“ Alle setzten sich zum Tisch, auch die Oma, wie immer. Auf einmal sah sie das „neue“ Brot und schaute sich in demselben Augenblick ganz erschrocken um, als wäre ihr ein Gespenst begegnet. „Tes eß ich nef“, sagte sie und stand sofort auf.

Alle starrten auf das Brot, aber keiner wußte, was los ist. Oma zog sich in ihr Zimmer zurück, suchte ihre alten Fotos und dachte still an die Vergangenheit. Das tat sie öfters, wenn sie traurig war...

„Die alte Gasse... Das alte Haus..., der Weingarten..., die Heimat... und wie schnell sich alles zum Schlechten wandte... Vierzig Leute in einer Baracke, nur Frauen, fast alle Bekannte, das waren ganz junge, die teilweise ganz kleine Kinder zu Hause hatten, wie auch mein Sohn“, murmelte sie beim Betrachten der Familienfotos. „So wenig Essen, ein bißchen Krautsuppe und Brot, das dunkel wie die Nacht war. Eine Baracke bekam ein Brot und das mußte verteilt werden, so daß alle Frauen ein gleich großes Stück bekamen. Keiner wollte das Brot schneiden, denn wer es schnitt, bekam das letzte Stück. Das Brot wurde immer ganz langsam geschnitten, immer wieder angeguckt von links und rechts, damit es ja nicht ungerecht verteilt wird. Jeder mußte mal schneiden...“

Alle waren schwach, aber es gab kranke Frauen, denen das Essen noch mehr gefehlt hat. Und gerade als ich, als ich mit dem Verteilen dran war, war das Brot zu wenig, die Resi nebenan, die arme, war sehr krank, und gerade sie kriegte keins mehr. Am nächsten Morgen stand sie nicht mehr auf...“

wie aller vielfach die Wortbedeutung „tragen“, mit dem schweren Arbeit und Verantwortung, hoffnungsvolle Träume und Liebe, Trauer und Verzicht verknüpft sind. Denn eine Sprache ist – wenn Einsicht und Empfinden bewußt wird – zugleich Freude wie Last über ihren Besitz, über die Möglichkeiten ihrer Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen auf allen Lebensfeldern, aber eben auch die Pflicht, sie nicht verarmen oder verkümmern zu lassen, vielleicht sogar widerwillig abzustreifen wie Lumpen oder gedankenlos wegzwerfen, sondern immer wieder auszustatten mit allem, was sie an Reichtum und Schönheit trägt. All diese Mittel gleichgültig aufzugeben, wäre verderblich, ja tödlich für die Muttersprache. Sich dem entgegenzustellen, erwuchs aus der Erkenntnis, für ihre Wiederbelebung ein Zeichen zu setzen mit dem bekannten eingängig-einsichtigen Eingeständnis E. Rittingers („...Ach, mühsam bring' ich Worte her./sie wollen sich nicht fügen./der Sack der Wörter ist fast leer -/man müßte es bloß üben...“); dieser auf einen Verhaltenszwiespalt zwischen sprachträgerschaftlichem TUN oder NICHTTUN gerichtete Text sollte entscheidungsfördernd sein. Und weiter darauf zugespitzt („Vrliern mir unsr Mottersproch?/ Awr wern mr Schwowe bleiwa?/...“) Jeder noch mit seinen Gedanken der deutschen Minderheit Verbundene steht vor dieser unzweideutig klaren Frage und sollte sich festlegen. Wortwahl und Inhalt kennzeichnen als Gedankeneinheit das Wesenhafte von Einsicht und Unumgänglichkeit, damit eine annehmbare Fülle sprachlichen Handelns wiedergewonnen werden kann, zumindest zweckgebunden für begrenzbare Kommunikationsaufgaben, denn um sprachliche Gleichverwendbarkeit (Mehrheit: Minderheit) kann es nicht gehen. (Sind diese in den vergangenen Jahrzehnten zur Zufriedenheit auch abgesteckt und durchgesetzt worden?) Auf diese sehr gegenstandsbezogenen Aussagen Rittingers folgen die mehr dem Lyrisch-Poetischen nahestehenden Gedanken V. Kochs – „Ein breiter Fluß ist unser Schweigen/ Entlang des Ufers Fragezeichen...“ Obschon „Schweigen“ und „Fragezeichen“ auch andere Gedankenbeziehungen haben könnten, dürfen sie wohl in dieser ersten Anthologie deutschsprachiger Autoren Ungarns dem Eigentlichen zugedacht werden. Nahe liegt also, das scheinbar weniger kritisch Ausgesagte dem beobachtend aufgenommenen allgemeinen Sprachzustand zuzuordnen, zumal andere Sprachträger ähnlich dachten und bittere Folgen heraus hoben, so C. Klotz „Schlaf, Kindchen, schlaf, verstehst nicht meine

(Fortsetzung auf Seite 3)

Tragen wir unsere Muttersprache noch?

(Fortsetzung von Seite 2)

Sprach'./... ich sink bald ins Grab./ mit mir die deutsche Mär, das Wort./ sie finden dort den letzten Hort./...“; so erneut V. Koch „Ungarndeutsch/ ist das Maß/ des tüchtigen Aussterbens“, so auch R. Becker „...immer leiser werden unsere Lieder:/ feines Sausen noch – dann Stille...“ und „... im Fangnetz der Worte/ verschollene Bedeutung...“. Sowohl R. Becker als auch J. Michaelis spüren diesem Problem in seinem tragischen Ausmaß in den Gedichten „Schwäbische Türkei“ und „Branauer Schwäbin“ nach. „Aus den Wandrissen/ wortberaubter Bauernhäuser/ träufeln Märchen...“ „Mit ihrer Enkelin/ spricht sie ungarisch,/ Deutsch mit ihrem Hund./ ihrer Katze./ mit Fotos...“ Ergreifen diese Gedanken in ihrer Weite und Tiefe nicht?

Wengleich Sinnerklärungen lyrischer Inhalte letztlich in die Erfahrungsvielfalt des Lesers fallen, geben diese Mehrdeutigkeiten kaum Raum und sind so aufzufassen wie von den Autoren gewollt und gemeint. Außerdem: Einzelne Bilder und Wendungen finden sich mit gleicher Klarheit in weiteren Texten, so erneut bei Rittinger: „Unsere Väter suchten in harten Kämpfen ihr Recht zu den Pflichten;/ ich meine das Recht zur Arbeit./ Unsere Kinder fühlen sich nimmer pflichtig./ ihre Rechte zu üben;/ ich meine die Muttersprache.“ J. Michaelis denkt ähnlich, ist aber nicht ganz so bestimmt in seiner zweifelnden Hoffnung: „Wie es kras uf tr Wiese/ wachst/ so mißt unsre Sproch/ in dr Junge/ Warzl schlache.“

Bekenntnisse zur Wiederbelebung der Sprachtätigkeit

Gebündelt sind diese Stimmen Bekenntnisse zur Wiederbelebung der Sprachtätigkeit und erweisen sich als fähig, ihren erschütternden Niedergang auszusprechen. Im Kern meint jeder auf dieser Klagestufe die zu zögernde Bereitschaft zum Weitertragen der Muttersprache und setzt im Stillen auf zunehmende Einsicht und Entschlußfreude. Sie lassen sich zwar durch familiäre Vorbilder und Beharrlichkeit, durch Ansporn und Berufsaussichten fördern, doch übergeordnete Zielsetzungen grenzen sie nicht selten ab oder verändern sie hin zu anderen Einstellungen und Sprachentscheidungen.

Kann die Meinung als nicht zutreffend zurückgewiesen werden, wenn geäußert wird: Hat Sprachträgerschaft nicht das Ungarndeutschtum zum tragenden Kommunikationsinhalt, dann ist ihr muttersprachlicher Einsatz nicht unbedingt erforderlich – so wird vielfach auch gedacht. Welche Notwendigkeit besteht überhaupt, muttersprachverpflichtende Traditionen aufleben zu lassen und fortzuführen – ohne

erkennbare klare Perspektiven gemeinsamer Sprachträgerschaft? Zweifel dazu sind im Gespräch. Ist der erschreckend scharfe Koch-Satz („Ungarndeutsch...“) eine Vermutung, eine entlarvend deutliche Beobachtung oder sogar weise Voraussicht?

(Der Niedergang des Deutschen in Nachbarländern mit den Folgen massenhafter Rückkehr in die Sprachheimat fand in Ungarn keinen Widerhall. Dazu ließen sich weitere Überlegungen und Willensbekundungen ableiten.) Weil dieser Gedanke an ähnliche erinnert, ist nichts auszuschließen. Begnügte man sich mit dem Erstleseindruck, käme einem die absichtsvolle Erschütterung nicht in den Sinn, der nach dem Widerspruch Antrieb zu sprachlichem Handeln folgt.

Beugen und Aufgeben sind keine vorbildhaften Charaktereigenschaften, sich sprachbewußt handelnd dagegen zu stellen, ist unmittelbare Selbst- und Sprachgruppenaufgabe. Wie bedeutend dies für die Gemeinsamkeit ist, lebt man in einem Land miteinander, zeigen uns auf der richtungweisenden Handlungsstufe die geständnisvollen Einsichten F. Zeltner „Als Mensch bin ich ein Deutscher./ Als Bürger ein Madjar;/ Wir sprachen, sangen, träumten deutsch./ weil es die Muttersprache war./... Heut' fühl' ich mich zu Hause/ Und nicht als Gast im Land;/... Ich leb' mit beiden Sprachen zwar./ Doch kann ich eine besser klar...“ und N. Márnai „Hoch ti Mundart“. In ihren offenen und gesellschaftsklugen Gedichten sind sie verständigungsbereit vermittelnd, denn sie heben sowohl das Tatsächliche wie das Mögliche ohne Verzicht hervor.

Orientieren sie damit auf Bereicherung oder Schwärmerei?

Ihre Sprachaktivität darf als wirklichkeitsnah gewertet werden, weil sie den für die Situation möglichen Ausweg aus der zerfallenden Sprachträgertradition vorgeben und die ihr gemäße Denk- und Ausdrucksform finden, wenn Márnai wegweisend hoffnungsvoll, keinesfalls aber wirklichkeitsfremd festhält: „Ti Sproch is Zukunft und Verankenheit./ Sie is far uns tes täglichi Prot./ Si allonich printk uns ti Einichkeit./ Rede mer sie net, dann sei mer tot.“ Diese Aussage umreißt die eine und die andere Erwartung. Und sie erlaubt neben Gedankenspielen die Wirklichkeitsbestimmung.

Obwohl es berechtigt ist zu fragen, zu welchem Ergebnis die Sprachträgerschaft der Autoren bisher führte, sollte über das Verhältnis zu unseren Autoren und ihren Texten nachgedacht werden. Wer sie liest, weiß um die mit ihnen verknüpften sprachlichen Anregungswerte.

Im Verlauf ihrer Sprachentfaltung wuchsen unterschiedliche Fähigkeiten. Gemessen an den vorgelegten Texten ist neben der Leistungsabstufung ihre besondere Prägung bemerkbar. Jeder in sich geschlossene Text weist sich zunächst – ohne Wenn und Aber – als eindeutige muttersprachliche Leistung aus. Meinungen zu Qualitätsunterschieden lassen sich immer austauschen, sofern Kritik das tatsächlich sprachkünstlerisch Gestaltete und seine Bewältigung meint, ohne über Unvollkommenes hinwegzusehen.

Für die Autoren ungarndeutscher Literatur ist ihre Entwicklung abgeschlossen, sie bedürfen des währenden eigenen Anspruchs, ihrer Minderheit Beispiel für dauerhaft fortschreitende Sprachträgerschaft zu sein. Deshalb blieb einigen Ansehen und Lob auch im Ausland bislang nicht verwehrt. Ihre Anstrengungen als bekennende Bewahrer von Sprache und Kultur zeitigten beachtliche Erfolge, wie sie nicht nur in der Vielzahl der Veröffentlichungen – darunter solche von gestalterischer Weitsicht und hohem sprachkünstlerischen Rang – nachweisbar sind. Bereits vor zehn Jahren wurde rückblickend auf das Gewachsene festgehalten: „Ihre Mühen erwiesen sich als tragfähig für literarische Leistungen. Jeder ist Hoffnungs-

träger dieser Stafette, der sich in sie einzureihen versteht. Was sie bewegt, was sie hervorbringen müssen, erwächst ihrem Inneren; es läßt sie nicht mehr los, was als Vergangenheit auf ihnen lastet oder als Problem ihrer Zeit... Viel Schönes, Unvergeßliches entstand, Bewegendes und zu Herzen Gehendes... So wuchsen die Jahresringe der ungarndeutschen Literatur.“ Ihr poetischer Gehalt ist vom Leser erreichbar, wenn er bereit ist, ihrer Sprachspur zu folgen und zu entdecken, was als Wert und Gefühl in ihr steckt.

Vor allem gibt sie mit ihrer gesellschaftlichen Anwesenheit wegweisende sprachliche Lebenszeichen des Daseins und damit das Signal, nicht heimatlos zu sein. Der Verinnerlichung literarisch vermittelter Empfindungen darf die Bestärkung bewußter Sprachträgerschaft zugeordnet werden. Nicht der Zwang zu schweigen obsiegte, sondern der Drang zu schreiben. Das dem Ungarndeutschtum in seiner Geschichte unverwechselbar Eigene bleibt in fortgesetzter Sprachträgerschaft so Erinnerungswürdig und unaustauschbar, eingeschlossen der Generationswechsel. Die Autoren geben der von sprachlicher Selbstverlorenheit bedrohten Minderheit damit fortgesetzt beziehungsreiche Anregungen zu eigener sprachlicher Tätigkeit und somit Sprachwertbewußtsein.

Auf der Stufe der Aktion bzw. des sprachlichen Geschehens zeichnen sich kommunikationsfördernde Gemeinsamkeiten ab, allerdings sind Umfang und Wirkung noch begrenzt. Ursächlich verantwortlich dafür ist die fehlende Verwirklichung der im Minderheitengesetz zugesagten Rechte. Dadurch wird der Fortschritt in der sprachlich-kulturellen Selbständigkeit behindert.

Wirkungsvolle Vervielfachung

Was sich in Bildungseinrichtungen, Selbstverwaltungen und Medien als freies kommunikatives Miteinander abzeichnet (Belegevielfalt in der „Neuen Zeitung“, im „NZ-Junior“, dem „Deutschen Kalender“), bedarf der wirkungsvollen Vervielfachung. Und: Das Zueinander im mundartlichen wie hochsprachlich gebundenen Wort findet noch immer zu unterschiedlicher Beachtung. Anzustreben ist auf jeder Ebene das Mehr in der Ausbreitung ungesteuerter Sprechlässe im wechselseitigen Umgang, das dann zu höherer Sprech- und Ausdruckssicherheit führt. Darin kann als Selbstentscheidung das von der Literatur vermittelte und erstrebenswerte heimatliche Aufgehoben sein wiedergewonnener Sprachträgerschaft gefunden werden.

H. Rudolf



Antal Lux: Müllerinsel in Schorokschar

In den ungarischen Geschichtsbüchern ist der 15. März schon etliche Jahrzehnte kein gewöhnlicher Frühlingstag mehr. Die Iden des März haben in dem Land, das im Herzen des Karpatenbeckens liegt, einen ganz anderen Sinn als bei den alten Römern. Es ist der Jahrestag der Revolution und des Freiheitskampfes 1848/49, „die Heraufbeschwörung der Legenden und der legendären Helden“. Man wartet immer mit Begeisterung darauf. Für Hans und Lisbeth hatte aber der sonnige Samstagmorgen eine weitere gewichtige Bedeutung. Vom tauben Gestein wehten schon in der Früh zarte Lüfte, auffallend leuchtete das Kupfer der Kirchenkuppel und der Vormittag vibrierte wie eine Vermutung in ihren Gesichtern. Spannung zog durch die Bergwerksreihe. Außer herrlicher Erinnerungen lag noch etwas Geheimnisvolles in der Luft, worüber nur die beiden wussten. Was es wohl war? Das stellte sich für die Nachbarn erst am Nachmittag heraus. Eine unbekannte junge Frau zog durch die Gegend. Ihren Koffern nach zu urteilen konnte man annehmen, dass sie vielleicht eine Ausländerin sei. Es war Amalia, die endlich nach Hause zurückkehrte. Weil sie ihren Ankunftsstermin im Vorfeld nicht nennen konnte, holten sie ihre Eltern nicht vom Bahnhof ab. Ich komme schon zurecht, ich werde euch finden stand in ihrem letzten Brief. Im Zug, auf der Strecke von

Béla Bayer Rückkehr*



Im Haus der Ungarndeutschen (HdU) in Budapest las Béla Bayer am 24. Oktober. Ins Werk von Bayer führte Karl B. Szabó vom Germanistischen Institut der Budapester ELTE ein. Mit im Bild: Melanie Röser, ifa-Kulturassistentin im HdU, Foto: NZ

Budapest nach Komló, erlebte sie vieles, worüber sie bisher andere Vorstellungen gehabt hatte. Ein Teil der Mitreisenden, denen sie begegnete, sprach nicht nur über die Nationalfeier. Es wurden auch schon Stimmen über eine von Studenten vorbereitete Demonstration laut. Einige Jugendliche hatten sogar gegen die russische Besatzung argumentiert. Sie hörte über Gewalt der Volkspolizei, über Verhaftungen und blutige Momente. Aber trotzdem, sie

war in ihrem Vaterland, wo ihre Wiege stand, wo sie geboren wurde. Selbst ihren Vater würde sie wiedersehen! Interessantes Volk. Schon damals waren sie so, erinnerte sie sich an die Geschichten, die sie von ihrer Mutter gehört hatte, schon damals leisteten die hier Lebenden Widerstand. „Die jungen Helden des 15. März“ waren gegen die Habsburger eingestellt, die heutigen Jugendlichen, aus welchem Grund auch immer, rebellieren gegen die Russen.

Für mich ist, und das muss ich mir selber zugeben, alles ein bisschen verwirrend. Es stellt sich die Frage, ob es wirklich so sein muss. Müssen die heutigen ungarischen Studenten so reagieren, obwohl die Rote Armee ihnen die Freiheit und den Frieden geschenkt hatte? Die Möglichkeit eine neue Welt zu schaffen? Sind die Russen nicht Freunde der Bevölkerung meines Heimatlandes? Meine Zweifel wird mir Papa vielleicht widerlegen können, erhoffte sich Amalia in ihren Gedanken.

Mit jeder vorbeistreichenden Stunde wurde Hans Knittel unruhiger.

„Liebster, setz dich bitte hin, du trittst ja noch einen Pfad durch die Wohnung“, versuchte seine Gattin ihn abzulenken, „unsere Tochter ist eine erwachsene junge Frau, sie wird den Weg zu uns schon finden.“

„Du hast ja recht“, gab Hans zu, „aber dann lass mich wenigstens am Fenster stehen.“

Während Lisbeth noch darüber schmunzelte, rief er plötzlich: „Da ist sie, das muss sie sein! Ich erkenne sie doch von dem Foto, das sie uns geschickt hat!“

Und wirklich, sie war es. Der Vater rannte hinaus auf die Straße auf sie zu. Nach so vielen Jahren hatten sie sich wieder gefunden. Winzige Tränensterne saßen in den Augen der Tochter, als sie Arm in

(Fortsetzung auf Seite 5)

Monika Szeifert

1. Das Gefühl

fliegende Traumkristalle
tropfen vom himmelblauen Glück
hauchzarte Empfindungen
FÜR IMMER

2. Falsche Entscheidung

Unsere zerbrochenen Glasperlen
auf den Boden fallend -
Scherben der Vergangenheit.
Verzeih mir!

3. Verirrt

mißlungene Schritte
auf dem steinigen Pflaster
die entscheidende Kreuzung
fast verpaßt

4. Schicksal

Überholte Erinnerungen.
Verlorene Kreuzungen.
Irrwege des Seins.
Ein scheinbar endlos langer Weg.
Voller Träume...

5. 1976-2001

Verklungen die Musik in Deiner Stimme,
Erlöschen das Fünkeln in Deinen Augen.
Verloren Deine Träume,
ohne wahr zu werden.
Jedoch nicht allein...

Dort drüben

Wie kann man Momente der Geschichte in den Einzelheiten des Alltags ertappen? Oft wird bei der Wechselbeziehung von wichtigen historischen Ereignissen und dem Leben des einzelnen nur die Wirkung der großen Politik hervorgehoben, obwohl die wahren Begebenheiten oft in der Stille des Alltags passieren. „Aber wer billigt heutzutage schon Einzelheiten?“ – stellt Béla Bayer in seinem neuen Roman** die Frage. Der Autor erzählt über Zufälle der Geschichte, die in den Schicksalen der Mitglieder einer Familie starke Spuren hinterlassen haben.

Bayers Roman enthält autobiographische Elemente, umfaßt jedoch durch eine Familiengeschichte die historischen Rahmen der Zeit, angefangen vom Zweiten Weltkrieg bis zu den 90er Jahren. Der Autor berichtet mit dem romantischen Griff „Roman im Roman“ über die Ereignisse während des Weltkriegs, über Verschleppung und Kriegsgefangenschaft der Soldaten, über Zersplitterung von Familien, über die Vertreibung der Ungarndeutschen. Die Hauptfigur des Romans, Martin, schreibt als angehender Schriftsteller diesen Roman über das Leben seines alten Freundes, Hans Knittel, währenddessen er sich infolge einer zufälligen Begegnung in dessen Enkelin verliebt. Aus seinen Roman-

figuren werden somit für Martin lebendige Menschen, die einen entscheidenden Einfluß auf sein Leben haben werden.

Die Schauplätze des Romans wechseln von London über Rom und Berlin bis hin zu Komló in Ungarn, das den Endpunkt der Handlung darstellt. Dieser Wechsel zwischen geographischen Punkten der Welt, die verschiedene politische Systeme und verschiedene Lebensweisen bedeuten, ermöglicht dem Autor in den Dialogen die Erörterung der sich von Zeit zu Zeit verändernden geschichtlichen Situationen sowie die Darstellung der Entwicklung seiner Figuren in der sich ständig verändernden Welt. Die wichtigste Entwicklung ist jedoch paradoxerweise in etwas Standhaftem, in der Beibehaltung der menschlichen Haltung zu erkennen, womit eben „auf das allgemeine Prinzip“ hingewiesen wird.

Bayer läßt die Handlung des Romans auf seine die feine Stille der Emotionen, Stimmungen, Farben und Klänge nicht entbehrende Art fließen und stellt hinter den Zeilen die Problematik des Künstler-Seins sowie des Seins „in der Sicherheit des göttlichen Schoßes“ dar.

Karl B. Szabó

**Béla Bayer: *Dort drüben*
Kerényi Verlag, 2002., S. 173

Béla Bayer Rückkehr*

(Fortsetzung von Seite 4)

Arm mit ihrem Papa die Türschwelle überschritt. Nach heftiger Begrüßung forderte Lisbeth ihre Tochter auf, sich wie zu Hause zu fühlen. Es folgten Minuten, in denen Blicke und zärtliche Berührungen mehr sagten als alle Worte. Erst am gedeckten Tisch sitzend begannen sie, sich über die vergangenen Jahre, in denen sie voneinander getrennt leben mussten, zu unterhalten.

„Hast du Neuigkeiten über Florian und Gustav?“, wollte Hans wissen.

„Leider nein“, musste Amalia ihn enttäuschen. Er, dessen Hoffnung mit dieser Äußerung vorübergehend zerstört wurde, bemühte sich, Fassung zu behalten.

„Wie war die Reise?“, erkundigte sich Lisbeth. Amalia erzählte von ihrer Passage und ließ dabei auch die während der Zugfahrt erhaltenen Eindrücke nicht aus.

„So ist eben die momentane Lage hier“, bestätigte der Vater, „ist es in der DDR anders?“

„Wie ich mitbekommen habe, geht es dort weniger kämpferisch zu“, entgegnete sie, „ich kann die Unzufriedenheit der hiesigen Menschen überhaupt nicht verstehen.“

„Ist das nicht ein Widerspruch? Und wie erklärst du dir die Geschehnisse der letzten Jahre?“, wollte er wissen.

„Du meinst die Blockade, die die DDR und die Sowjetunion gegen den Ost-West-Verkehr errichtet haben? Damit reagierten sie nur auf die Unterzeichnung des Generalvertrages“, argumentierte sie.

„Zum Beispiel. Was meinten sie mit einer ‚verschärften Abriegelung der Grenze‘? Mit einem kilometerlangen Sperrgürtel?“, bohrte er weiter.

„Es war eine Nothandlung“, verteidigte sie das Geschehen.

„Ach so. Aber ich habe vielmehr an den blutigen Aufstand gegen das SED-Regime im Juni 1953 gedacht“, blieb ihr Vater hartnäckig.

„Es ist schade, dass es soweit kommen konnte. Die Bevölkerung war ungeduldig in ihrer Kritik und ließ der Regierung keine Zeit zum Nachdenken, ließ keine Möglichkeit zur Kurskorrektur“, ergriff Amalia Partei für das Land, in dem sie den Großteil ihrer Jugend verbracht hatte, „aber Papa, nenne mir bitte jemanden, der niemals einen Fehler macht!“

„Schon gut, schon gut“, beschwichtigte er sie, „unsere Einstellung zu der jetzt ausgeübten Politik hat sich eben genau aus diesem Grund gewandelt“, erläuterte Hans, „das wird dir ebenso ergehen.“

„Wisst ihr, was das Schnellste auf Erden ist?“, mischte sich Lisbeth ins Gespräch ein, „diese Frage stellt Faust dem Geist in der Lessingschen Verarbeitung des mythologischen

Stoffs.“ Vater und Tochter blickten sie erwartungsvoll an. „Die Antwort lautet: Der Übergang vom Guten zum Bösen!“, wurden beide von der Mutter belehrt.

„Solche Gedanken solltest du nach Möglichkeit in der Öffentlichkeit nicht äußern, man könnte sie falsch deuten“, warnte Hans, der, aufgrund gemachter Erfahrungen, die Umstände in der Grubenkolonie besser einschätzen konnte.

„Vielleicht mögt ihr beide teilweise recht haben“, zog Amalia in Betracht, „ich erinnere mich an eine Begebenheit, die schon lange zurückliegt, nachdem du, Mama, bereits auf der Suche nach Papa warst.“

„Erzähl!“, bat sie ihr Vater.

„Ich habe bis heute nicht erfahren, warum Opa Wild damals in der Dezemberdämmerung im Hemd über den Hof schlurft. Daran erinnere ich mich aber noch, wie er mit verhaltener Wut murrte, dass sie wieder einen unschuldigen Menschen krumm und lahm geschlagen hatten. Oma wollte ihn ins warme Zimmer locken, aber ihr Mann blieb unnachgiebig. Später besann er sich dann eines Besseren und kam ins Haus. Rötliches Licht schimmerte auf einem Beil, das er in der Hand trug. Großmutter fragte ihn, was das denn solle. Knurrend antwortete er, es sei schon gut, wenn man es dabei habe.“

„Das kann ich mir von meinem Vater gar nicht recht vorstellen“, wunderte sich Lisbeth, „aber fahr fort!“ Hans nickte zustimmend.

„Wir gingen zu Bett. Omi erzählte von Herodes und dem Christkind. Mir war, ich hörte die Hufschläge des Pferdes von Herodes, als man an unsere Tür klopfte. Opa raunzte, wer da sei und griff nach dem Beil. Sie suchten den Hubert, unseren Brotherrn. Sie schrien, dass er endlich Farbe bekennen müsse. Opa rief ihnen zu, er sei nicht hier und sie sollen verschwinden. Den Landwirt hatten wir tatsächlich seit längerer Zeit nicht mehr gesehen. Die im Hof hatten es eilig, oder lag es an den harschen Worten Opas, sie machten sich aus dem Staub. Obwohl Florian und Gustav sich dadurch kaum gestört fühlten, konnte ich nach dieser Begebenheit lange nicht einschlafen, konnte den Lauf der Dinge nicht verstehen. Ich kann mir bis heute nicht vorstellen, dass der gutmütige Herr Garten, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, jemandem geschadet hätte.“ Lisbeth lauschte schweigend den Worten ihrer Tochter. Was die Gutmütigkeit des Herrn Garten angeht, darüber hatte sie weiß Gott eine andere Meinung.

*Auszug aus dem Roman „Dort drüben“, Kerényi-Verlag. Szekszárd. Lesen Sie auch unsere Rezension auf Seite 4.

Christina Arnold Was is „Peckmes“

kehrt ma neu in die Stadt un wil ma was kafe
ta denkt ma manchstmal di kene uns net lade
„Wu fint me ten Nulwelichr?“ – wie haßt tes a anescht? -
uf ungrisch sell ma sache, sunst fint ma kanescht.
03. 02. 2001

Gut und schlecht

Der Tag erwacht,
und manche übersehen die Sonnenstrahlen des ewigen Himmels,
Licht und Schatten
kann es aber nur gemeinsam geben.
18. 10. 2001

Mein Vater hat a Häuserl...

Mit Gang und innen mit schwäbischer Luft: mit einem leckeren
Kugelhupfduft.
Die Stuben voller lieber Leut´, von denen keiner die Mundart
scheut.
Und wenn ich mal heirat´ (einen Mann schwäbischer Art),
dann werden wir beide in Patschkern alt.

Nun hab ich geheirat´ – was hab´ ich davon...
09. 09. 2001

Hoffnung

Nur Träumer greifen nach der Sonne
und suchen die Rose ohne Dorne
Nur Träumer schweben auch tagsüber
und hoffen auf Wellen in der Wüste

Und manchmal, wenn ein Träumer das Lebensrätsel löst
und die Welt mit den Wundern versöhnt
dann darf wieder einer nach den Sternen greifen
und die Menschen mit den Engeln vereinen
12. 10. 2001

Die im Schaumwolkenkleid

Angezogene
die sich mit weißer Weste rühmen
und dabei den Schaum
in die Ewigkeit spülen
gehen auf weißen Teppichen
die geradewegs in die Hölle führen

und das Weiße verschwindet
wie die Federwolke im Wirbelwind
23. 05. 2001



János Wagner: Die Dächer von Rom

„Glück“, sagt Paul, während er auf dem zerwühlten Kissen seinen Kopf wendet, um mein Gesicht zu sehen. „was ist das letztlich: errungene Vorteile, die für andre Nachteile bedeuten? Zur richtigen Zeit am rechten Ort zu sein? Den Schutzengel zu haben, der dich besser als üblich beschirmt? Mit einer Frau zu leben, die dich nicht nur liebt, sondern meist auch versteht und stetig unterstützt? Einen Sohn großzuziehen, der mehr Freude als Verdruss bereitet? Zusammenhänge zu begreifen, die vielen verborgen bleiben? Das Vermögen, rechtzeitig taugliche Entschlüsse zu fassen? Die Fähigkeit, bei allem Leid, das einem zustoßt, nie zu verzagen? Oder ist’s“, fügt er nach einer Pause ermattet hinzu, „auf den springenden Punkt gebracht, einfach die Kraft, die einem der Allmächtige geschenkt hat, um sämtlichen Fährnissen begegnen zu können, in entscheidenden Augenblicken immer stark und gewitzt genug zu sein?“

Seine eingefallenen Wangen röten sich, und auf die Stirn tritt Schweiß, der das wirre, dünn gewordene Haar nässt. Ehe ich zum bereitgelegten Handtuch greife und sein Gesicht trockne, rücke ich meinen Stuhl mit der aus Maislaub geflochtenen Sitzfläche näher ans Bett, um Paul, falls seine Stimme noch leiser wird, trotzdem zu verstehen. Doch zunächst schließt er die Augen, als versuche er, sich zu sammeln. Sobald er sie wieder öffnet, dünkt mir, dass sie schwach glänzen. „Mein Leben“, fährt er fort, „liefert reichlich Beispiele, um eins wie’s andre zu vermuten. So angestrengt ich auch nachsinne, bringt’s kein klares Ergebnis. Sicher erscheint mir nur, dass unser Herrgott’s überwiegend gut mit mir gemeint hat, wengleich ich in Zeiten, da er zuviel Unrecht geschehen ließ, beinahe ungläubig geworden wäre. Aber es blieben nur flüchtige, scheue Anfechtungen, da die Demut vor unsrem Schöpfer, die meine Mutter mich geduldig gelehrt hat, so nachhaltig in mir wirkte, dass ich nicht fähig gewesen wäre, mich wirklich zu versündigen. Ihr Einfluss war auch sonst sehr groß, weil sie mich bedingungslos liebte, mir bei allem, was ich wollte und ihr sinnvoll erschien, bereitwillig half, mich gegen jedermann eisern verteidigte, sofern sie mich schuldlos währte. Das hieß aber keineswegs, dass sie mich verhätschelte. Eher verlangte sie mehr als andre Mütter von ihren Söhnen, wenn ich mit wenig Spielzeug unter einem dürftigen Sonnenschutz ausharren musste, während sie in sengender Glut neben Vater auf unsren Äckern arbeitete, ich, ehe ich in die Schule ging, zur Weinlese mitgenommen wurde, an kühlen Herbstabenden fröstelnd auf unsrem Hof zwischen den Erwachsenen saß und wie sie Kukuruz schälte, obwohl das geriefte Laub mir die Hände wund rieb, beizeiten halb, später drei viertel und schließlich

ganz gefüllte Eimer vom Ziehbrunnen zu den Stallungen schleppte, um Pferde, Kuh und Schweine zu tränken.“

Er schweigt erneut, und als er, nachdem ich ihm die wieder feucht gewordene Stirn abgetupft habe, weiterspricht, klingt seine Stimme weniger brüchig. „Während ich drüber rede“, sagt er, „taucht alles vor mir auf, als würde es noch mal geschehen. Ich sehe Fuhrwerke durch die holprigen Straßen rum-

der Großgasse begegnete und wenig später durch die aufgebrochene Ladentür beobachtete, wie Leute, die ich vorher für redlich gehalten hatte, schamlos die kaum verwaisten Regale plünderten.“

„Da war ich schon nicht mehr im Dorf“, sagt Paul. „Sie hatten mich, grade siebzehn geworden, wie alle meine Kameraden zur SS gepresst und sofort an die Front geschickt, um ohne jegliche Kampferfahrung einen übermächtigen Gegner aufzu-

serbischen Partisanen hart bedrängt, zur Donau zurück und setzte unter geringen Verlusten über. Doch auf der andern Seite kam’s zu einer für uns verheerenden Schlacht, in der ich mit Toni, meinem besten Kameraden, versprengt wurde. Da wir hoffnungslos vom kläglichen Rest unsrer Truppe getrennt schienen, entschlossen wir uns, auf eigne Faust zu handeln. Es boten sich zwei Wege: im Treck der Flüchtlinge, die aus Angst vor den Russen ihre Gehöfte verlassen hatten, westwärts zu ziehen oder in unsre Dörfer heimzukehren. Wir wählten Letzteres, ohne genau zu wissen, warum. Mit einem Kahn, den wir im Uferschilf entdeckten, ruderten wir an einer günstigen Stelle übern Fluss und bewegten uns, stets gewärtig, aufgegriffen zu werden, durch bereits besetztes Gebiet. Als ich in der zweiten Nacht unbemerkt unser Haus erreichte, glaubte ich, dass nun keine ernste Gefahr mehr drohen würde. Doch ich freute mich zu früh, da keine Glückssträhne ewig währt. Sie endete an dem Tag, als wir während der Robot, zu der ich wie alle Männer, die noch halbwegs zupacken konnten, verpflichtet worden war, aus heiterem Himmel wie Vieh zusammengepfercht, zum Bahnhof getrieben und in bereitgestellte Güterwaggons verfrachtet wurden.“

Er bittet mich, ihn abermals trinken zu lassen, ehe er seine Rede fortsetze. „Du kannst“, sagt er, „froh sein, dass du noch zu jung warst, um durchmachen zu müssen, was uns bevorstand. Falls du vom Hörensagen oder aus Büchern davon weißt, ist’s selbst dann, wenn du über viel Fantasie verfügst, nur im Ansatz zu erfassen. Die ukrainischen Bergwerke, in die man uns verschleppte, erschienen uns wie die Hölle auf Erden, wo der Glaube, an den sich

Stefan Raile Das wahre Glück

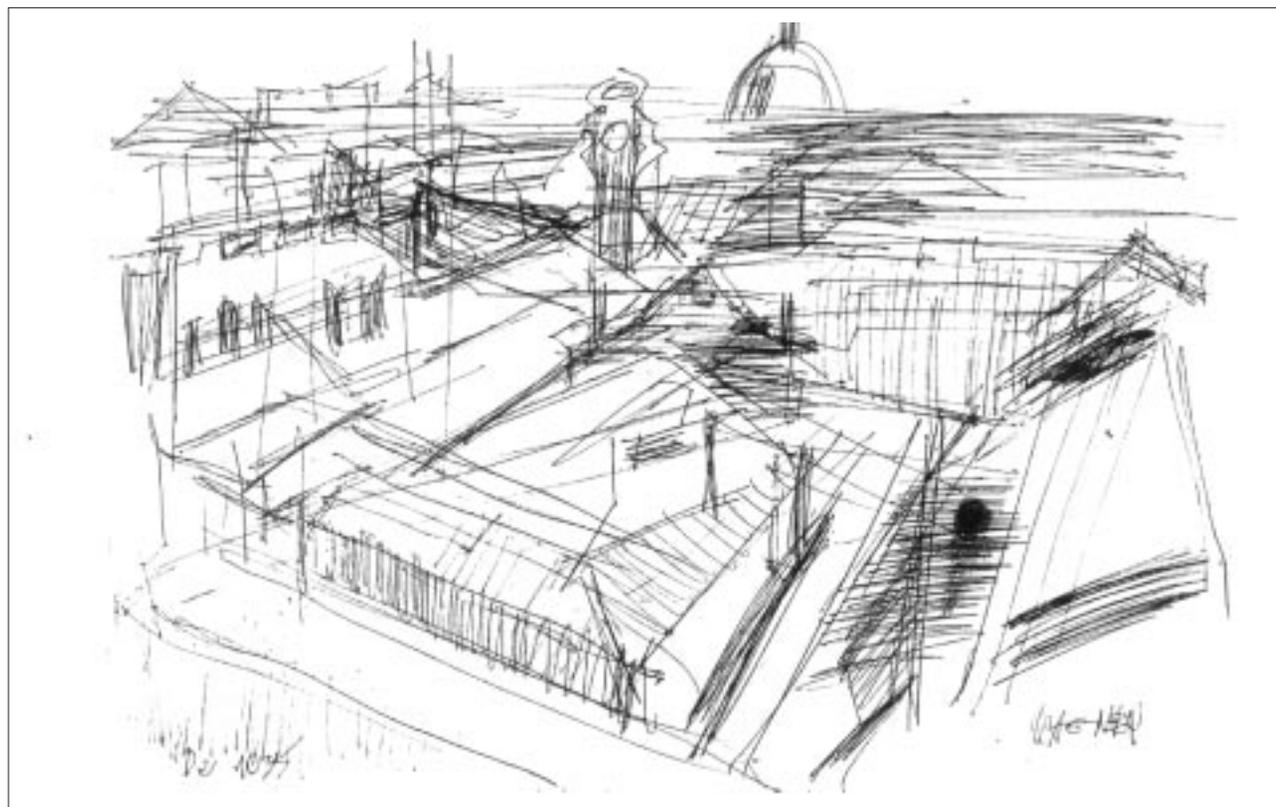
halten, schmecke den feinen Staub, der von ihren Rädern hochgewirbelt wird, auf meinen Lippen, höre die gleichförmigen Rufe der Scherenschleifer und den Trommelwirbel des Kleinrichters, spüre den grimmen Frost, der meine bloßen Finger vereist, rieche den Duft der fremdartigen Spezereien, die im Eckladen, den Armin betrieb, neben vielem andern gehandelt wurden. Kannst du dich“, fragt er, „überhaupt auf das Geschäft besinnen?“

„Genau sogar“, erwidere ich. „Aber nicht so sehr wegen des eindringlichen Geruchs, den die Gewürze verströmten, und kaum mehr, weil ich, wenn ich einkaufte, meist etliche Bonbons geschenkt bekam.“

„Sondern?“
„Weil ich mich erinnere, wie Armin darunter litt, dass er, seit er den gelben Stern am Jackett trug, von immer mehr Kunden geächtet wurde, ich ihm an jenem Nachmittag, als er sich mit seiner Frau und den beiden Kindern in die von deutschen Soldaten nordwärts getriebene Kolonne einreihen musste, auf-

halten, den selbst Elitetruppen nicht mehr gestoppt hätten. An der Wunderwaffe, die, sofern es gelingen würde, einen Durchbruch der Russen lange genug zu vereiteln, das Kriegsgeschick noch wenden könnte, glaubte ich nicht. Und ich war auch kein bisschen scharf darauf, den Heldentod für eine Sache zu sterben, die ich nie gutgeheißen hatte. Mir schien nur wichtig, dass ich überlebte, und während im mörderischen Kugelhagel, dem wir täglich ausgesetzt waren, einer nach dem andern fiel, blieb ich tatsächlich unverletzt. Mag sein, dass mir der Allmächtige beistand, vielleicht aber half mir auch, dass ich Härte gewöhnt war, oder ich hatte einfach das Quentchen Glück, das sich einstellt, wenn man trotz ärgster Bedrohung weder Glauben noch Übersicht verliert.“

Er will sich aufrichten und zum Nachtschränken langen, schafft es aber nicht. Weil ich merke, dass er Durst hat, gieße ich Tee in die Tasse, hebe seinen Kopf an und lasse ihn trinken. „Unsre Einheit“, erzählt er weiter, „zog sich, von Russen und



János Wagner: Notizen

jeder auf seine Weise zu klammern versuchte, bei den meisten zunehmend zerbröselte. Angetrieben von Aufsehern, die mehr Teufeln als Menschen glichen, schufteten wir von früh bis spät in den Stollen, mit verspannten Muskeln, häufig schmerzenden Gelenken sowie ständig gekrümmten Rücken, auf denen der Schweiß nie ganz trocknete, und je länger wir unten waren, desto öfter gerieten wir außer Atem, weil der grusige Staub unsre Lungen ätzte. Noch grausamer dünkten mich die Nächte, wenn ich unter einer dünnen, kratzigen Decke schlaflos auf meiner harten Pritsche lag, im Ohr das Husten, Röcheln und Wimmern der Gefährten, geängstigt durch die Annahme, wir würden gestraft für das, was mit Armin und den andern Juden geschehen war, wieder und wieder bedrängt von der Frage, ob's besser gewesen wäre, mit den Flüchtlingen jenseits der Donau westwärts zu ziehen, gepeinigt von der Sorge, wie lange Körper und Seele an einem Ort, wo die Verzweiflung, weil unablässig gestorben wurde, wie eine unausrottbare Seuche grassierte, durchhalten konnten.“

Die Sonne, die schon tief steht, scheint unvermittelt durchs Fenster. Ihr Licht, von der Gardine gefiltert, sickert streifig aufs Bett und zwingt Paul zu blinzeln. Sobald er nach einer Weile wieder zu reden beginnt,

scheint mir seine Stimme weiter gefestigt. „Doch der Mensch“, höre ich ihn sagen, „verkräftet ungeheuer viel, wenn's sein muss, und als ich nach fast vier Jahren mit verwundeter Seele und ausgemergeltem, zerschundenem Körper, aber noch halbwegs heilen Gliedern, im Zug heimwärts fuhr, spürte ich, wie sich allmählich neue Hoffnung einstellte, weil ich nicht ahnte, dass mich bereits die nächste harte Prüfung erwartete. Im Dorf, das nur auf den ersten Blick gleich geblieben zu sein schien, hatte sich fast alles verändert. Mit euch waren während meiner Abwesenheit die meisten Deutschen vertrieben worden, und auf den herrenlosen Gehöften hatten sich Telepes eingenistet. Auch unser Haus bewohnten welche. Von ihnen erfuhr ich, dass meine Eltern in stadtnahen Baracken notdürftigen Unterschlupf gefunden hatten. Da ihnen auch die Felder, auf denen unsre Vorfahren die ersten Früchte gefeicht hatten, und beide Weingärten weggenommen worden waren, führte Mutter, um überleben zu können, einem ungarischen Arzt für kargen Lohn den Haushalt, und Vater verrichtete ebenso schlecht bezahlte Gelegenheitsarbeiten. Ich wurde durch Fürsprache zweier Freunde, denen die Verschleppung erspart geblieben war, in einem Schweinemastbetrieb eingestellt.

Noch wichtiger jedoch erschien mir, dass Eva, die mich seit dem letzten Schuljahr mochte, allen Werbungen widerstanden und auf mich gewartet hatte. Sie bewohnte mit den Eltern ihr unscheinbares Haus in der Sandreihe, das man ihnen, da keine Telepesfamilie darauf aus war, solange sich größere und schönere Gehöfte in Besitz nehmen ließen, gelassen hatte. Zunächst war's ziemlich eng zu viert, aber als wir anbauten, ergab sich genügend Platz für Eva, mich und Robert, der zwei Jahre später geboren wurde.“

Paul schließt die Augen wie am Anfang, und als ich zum dritten Mal seine Stirn abtipfen will, erkenne ich im Sonnenlicht, das noch immer durchs Fenster fällt, dass sie trocken ist. Erst während er wieder zu sprechen anfängt, blickt er mir aufmerksam ins Gesicht, als hoffe er, die Wirkung seiner Sätze aus meiner Miene lesen zu können. „Mit dem, was danach geschah“, beginnt er, „kann ich mich kurz fassen, da's dir größtenteils geläufig ist. Für wesentlich halte ich, dass ich, sobald 's möglich war, von der Gemeinde unser Haus zurückkaufte, meine Eltern darin aufnahm und es im Laufe der Jahre umgestaltete, bis es wurde, wie du's kennst. Das alles hat sehr viel Kraft gekostet, und sicher wäre es ohne meine Ausdauer, das Wohlwollen unsres Herrn und glück-

liche Umstände, worin auch immer man sie sehen mag, nicht möglich gewesen. Ich hab' wiederholt drüber nachgedacht, ob ich mich damals mit Toni den Flüchtlingen, die westwärts zogen, vielleicht doch hätte anschließen sollen oder besser wie ihr im Güterzug weggefahren worden wäre. Doch eins wie's andre muss ich verneinen; denn das wahre Glück, das ich empfinde, ergibt sich, denke ich jetzt, aus den kleinen, vertrauten und geliebten Dingen, von denen ich umgeben bin, und die ich um nichts auf dieser drangsalierten, zerrütteten Welt verlieren möchte. Ich brauche diesen Flecken Erde, mit dem ich mich trotz aller Heimsuchungen verwachsen fühle, möchte weiter den betörenden Duft der Akazienblüten riechen, das kräftige Aroma unsres selbst gekelterten Kadarka schmecken, den einschmeichelnden Gesang des Pirols hören, dem unverwechselbaren Klang der Kirchenglocke lauschen, durch die dämmrigen Wälder der Türkenhügel streifen und über die alte, sandige Hutweide stapfen, den beißenden Frost ebenso spüren wie die wohlige Wärme der Sonne, die mich, wenngleich sie noch matt ist, grade merklich aufmuntert. Sie hält mich mit dem andern, das ich genannt habe, am Leben, und ich glaube, dass ich's, wenn's dem Allmächtigen gefällt, noch eine Weile auskosten werde.“

Die gehenkten Puppen

Stefan Railes neuer Roman* versucht aufgrund der Kindheitserinnerungen des Autors die Vertreibung der Ungarndeutschen aus dem Blickwinkel eines Kindes heraufzubeschwören; die Vertreibung mit all ihren Nachwirkungen, die die Emotionen, Gefühlswelt, Erinnerungen und späteres Leben vieler Ungarndeutschen geprägt hat und deren Folgen wohl am sensibelsten bei einem Kind zu ertappen sind.

Ein Kind vermisst wohl ganz andere Sachen aus dem „Dorf in der Ebene“ und findet gewiß ganz andere Erlebnisse in der „Stadt am Fluß“, das Erlebnis des Verlustes und die Last des Neubeginns haften jedoch an den Erinnerungen mehrerer Generationen von Ungarndeutschen. Selbst die, die die Ereignisse der Nachkriegsjahre nicht mehr erleben mußten, sind beteiligt an jenem kollektiven Gedächtnis, das zwar bereit ist zu vergeben, nicht aber zu vergessen. Obwohl manches nicht stets artikuliert wird, lebt es in der stillen Tiefe der Erinnerungen weiter.

Im Roman von Stefan Raile werden die Ereignisse des letzten Kriegsjahres im Dorf am Rande der Pußta geschildert, Erlebnisse, die für die Hauptfigur Jani, trotz der bevorstehenden Geschehnisse, die heile Welt der Kindheit bedeuten. Die politischen Verhältnisse, die unauflösbaren Gegensätze der Ungarndeutschen und der „Telepes“

prägen jedoch auch das Verhältnis der Kinder zueinander, die täglichen Kämpfe sind keine Spielereien mehr, in ihnen manifestiert sich das Gegenüberstehen der Ureinwohner des Dorfes und der Neusiedler. Die Welt der Kinder scheint die Relationen der Erwachsenen widerzuspiegeln.

Nach der Vertreibung seiner Familie muß Jani den erbitterten Kampf gegen seine Mitschüler in der „Stadt am Fluß“ fortsetzen. Er kann sich schwer von all dem Daheimgelassenen trennen, seiner Freundin, den Bekannten, seinem

Hund, eben der Welt seiner Kindheit. Dazu werden die Vertriebenen von den Einheimischen nicht gerade herzlich aufgenommen. Jani findet neue Freunde, jedoch auch neue Feinde in der Fremde, und die Kämpfe, die die Kinder gegeneinander führen, drücken wohl all die Spannungen der Welt der Erwachsenen aus.

Der Roman ist von der zärtlichen Beziehung zwischen Großmutter und Enkelkind durchwoben, die ja den besonderen Zusammenhang zwischen der Generation, für die ein Neubeginn kaum mehr möglich ist,

und der Generation, die ihn durchzuführen gezwungen ist, zum Ausdruck bringt. Durch die Gestalt der Großmutter ist die Vergangenheit in der Hauptfigur Jani stets präsent, seine Integration kann nur erfolgen, indem er den Duft und die friedliche Atmosphäre des „lindgrünen Hauses“, eben der ungestörten Welt seiner Kindheit, in sich bewahrt.

An den Briefen von Jani an seine in der alten Heimat gebliebene Freundin ist seine langsame Anpassung an die neue Umgebung zu beobachten. Seine Freundin, Edit, verkörpert all die Sehnsüchte, all die Gedanken, die Jani immer wieder ins Heimatdorf zurückziehen. Allmählich ist jedoch zu erkennen, daß der Prozeß des Sprachverlustes einsetzt, Jani kann seine Briefe kaum mehr ungarisch schreiben, und wie er selbst bekennt: „Während dieser Zeit hat sich bei mir viel verändert.“

Stefan Raile läßt in seinem Roman Ereignisse der Vergangenheit mit überzeugender Authentizität durch die Augen eines Kindes wieder lebendig werden und konfrontiert somit das in der objektiven Zeit längst Vergangene mit dem subjektiven Augenblick künstlerischen Schaffens.

Karl B. Szabó



Stefan Raile stellte seinen Roman im Haus der Ungarndeutschen in Budapest am 7. November vor, verbunden mit einer Ausstellung mit Werken von Christa Bartesch, musikalisch untermalt vom Valentin-Quartett Foto: NZ

*Stefan Raile: Die gehenkten Puppen. Scheffler Verlag, Herdecke, 2001, S. 214

Damals, Anfang der 60er Jahre, als ich noch ein junger, angehender Lehrer in Heidedorn war, war der Samstag noch Arbeitstag. Unterricht von 8 bis 12 Uhr, der Nachmittag war aber schon etwas lockerer. O ja, auf den Samstagnachmittag wartete ich schon immer! Samstagnachmittags konnte man sich etwas ausschnaufen, man hatte Zeit und Muße.

Nach dem Mittagessen kam ich in mein Mietzimmer. Untermiete. Nicht weit von der Schule. Ein Zimmer mit zwei Fenstern, die auf die Gasse schauten. Ein Bett in der Ecke des Zimmers, noch aus Großmutterns Zeiten. Ein alter Schrank, ein Tisch mit zwei Stühlen. Auf einem Hocker ein Aluminiumlavor, gewebte Teppiche. Ich öffnete die Fenster. Es war Ende Mai. Schwül. Ich wollte mir ein Schläfchen gönnen, ein süßes Schläfchen, und danach wollte ich mich an meine schulische Arbeit machen. Locker, gemütlich! Doch es klopfte an meiner Tür.

„Ja! Herein!“

„Mensch!“ trat mein Kollege Peter ins Zimmer, „du wirst doch nicht faulzen! Grüß dich!“

Peter war Musiklehrer. Groß war er, dick und immer witzig. Das Vergißmeinnichtblau seiner Augen brachte es immer zu einem schelmischen Blick. Mit dem zarten Rot in seinem Gesicht erinnerte er an einen liebenswürdigen Knaben.

„Aber Ludwig, das geht doch nicht! Draußen auf der Straße steht mein Trabi. Guck mal hinaus! Unter dem alten Maulbeerbaum. Sonnenblumengelb.“

„Na und?“

„Ich fahre in die Stadt und nehme dich mit.“

„In die Stadt?“

„Wir schnappen etwas frische Luft! Nicht immer im gleichen Trott, Ludwig! Übrigens sollst du mir helfen.“

„Was denn?“

„Ich habe meinen Wagen verkauft. Geld- und Trabiübergabe in der Stadt vor dem Hotel.“

„Nee.“

„Doch. Du sollst bei der Übergabe mein Zeuge sein! Danach machen wir uns einen schmackhaften Nachmittag. Werden uns ein wenig in der Stadt umsehen, dann eine scharfe, ungarische Fischsuppe in der Wirtschaft dort an der Donau. Bier. Na? Am Abend nehmen wir dann einen Bus.“

„Ist das dein Ernst?“

„Und ob! Mensch! So ein Trabi wird mir immer mehr zu eng! Das Ein- und Aussteigen wird mir immer mehr zur Qual.“

„So, so.“

„Ich werde mich doch nicht mein ganzes Leben lang abquälen! Ich kaufe mir einen größeren Wagen. Wartburg. Du wirst es nicht bereuen, wenn du mitkommst. Also?“

Es war ein richtiger schöner Nachmittag. Sonnenschein. Ab und zu trafen wir einen Pferdewagen auf

der Landstraße. Alles grün. Reine Luft. Auf den Hügeln blühten die Akazien. Honiggelbe Blütendüfte. Wir fuhren durch die Landschaft. Die Landstraße führte an grünen Feldern und Weingärten vorbei.

„Na Ludwig, was sagst du? Hatte ich recht? Ab und zu muß man auch etwas frische Frühlingsluft schnappen.“

Dann fuhren wir durch stille Dörfer. Ein milder Frühlingsnachmittag! „Siehst du, Ludwig, diese Ruhe

„Was glotzt du uns so an, hast noch keine Frauen gesehen?“ lachte eine Jüngere.

„Schaut, daß ihr weiterkommt!“

„Bitte, bitte, junger Herr! Hört ihr das, Mädels? Hört ihr, was der Kleine meint?“

„Los, los! Wollt ihr, daß ich euch überfahre? Das wollt ihr, was?“

„Mädels, der Kleine will uns überfahren! Toll, was?“

„Überfahren? Mit seiner Plastikschachtel?“

Ludwig Fischer

Ein Samstagnachmittag

braucht man, wenn man die ganze Woche seinen Mann stehen will. Ich setzte mich oft in meinen Wagen, und mein Trabi brachte mich aus der Alltäglichkeit. Schade, daß Trabi so eng ist! Mann, o Mann! Guck mal, die Weiber dort vorne am Wegrand! Siehst du? Im Gänsemarsch.“

„Ich sehe schon.“

„Die versalzen mir wieder die Suppe! Von der Verkehrsordnung haben die keine Ahnung! Ein Wunder, daß ich noch keine überfahren habe! Die bringen mich noch in den Knast!“

„Nicht so heftig, Peter!“

Hupen, die Bremsen quietschten, die Weiber überquerten vor dem Auto im Gänsemarsch die Landstraße. Mit ihren Hacken auf der Schulter zogen sie an unserem Wagen vorbei. Langsam, manche schauten sich noch um.

„Dali, dali! Macht, daß ihr weiterkommt!“ rief Peter aus dem Auto.

„Warum so eilig, Kleiner?“ sagte eine beleibte Frau bissig.

„Was?“

Eine dünne Frau winkte uns zu.

„Kuckuck, Kleiner! Grüß dich!“

„Verschwindet!“

„Kannst mich!“

„Ein Schlaumeier ist er!“

„Ein Schlaumeier?“ sagte eine heitere Stimme. „Ein Waldscheißer!“

„Ludwig, was hat sie gesagt? Wegscheißer?“

„Nein! Waldscheißer.“

„Waldscheißer? Wegscheißer schon, aber den Waldscheißer werde ich nicht hinnehmen! Jetzt reicht's!“

„Laß doch, Peter!“

„Nein, nein!“

„Bleib ruhig!“

Er quetschte sich aus dem Trabi. Als die Weiber es merkten, wie groß und dick der Mann war, der aus dem kleinen Wagen stieg, machten sie sich auf die Socken.

„Wißt ihr, wer ich bin?“ rief ihnen Peter nach. „Wißt ihr, was ich bin?“

„Ein blödes Arschloch, du Dickwanst!“ blieb die letzte stehen. „Ein Saumagen bist du!“

Peter zog seine Jacke aus und

rannte ihnen nach. Sie hetzten über ein nahes Kleefeld. Peter war ihnen auf den Fersen, dann ging ihm aber die Puste aus. Er schaute ihnen nach.

„Wißt ihr, was ihr seid?“

„Was denn?“ blieb die letzte stehen.

„Ein Hurengesindel!“

„Hört mal, Mädels, was der Dicke sagt! Na du Saumagen, was sind wir?“

„Ein verdammtes Hurengesindel. Das seid ihr!“

„Das wirst du teuer bezahlen, Kleiner!“ schrie eine Frau zu Peter zurück. „Sehr teuer! Bitter wirst du das bezahlen! Mein Mann, der

Gyula, kann es nicht leiden, wenn man mich Hure nennt. Und darauf kannst du schon Gift nehmen, daß er mit seinen Freunden hier auf dich warten wird!“

Eine Weile saßen wir still im Auto.

„Beruhige dich, Peter! So kannst doch nicht Auto fahren!“

Er schaute nur vor sich hin, seufzte vor Wut.

„Hast recht. Übrigens können sie schon bis morgen auf uns warten. Hier fahren wir mit dem Bus vorbei.“

Peters Partner wartete mit seinem Freund schon vor dem Hotel auf uns.

„Da seid ihr ja! Grüß euch! Ich meinte schon, es wäre etwas schief gegangen.“

„Nichts besonderes!“

„Schön ist es hier“, meinte Peter, als wir unsere Fischsuppe aßen. „Und der Wein? Auch nicht schlecht! Mensch, so eine prima Fischsuppe! Würzig scharf! Deine schulische Arbeit? Die findest du noch, aber eine so feine Fischsuppe? Sollen wir uns noch eine leisten? Nach dem großen Schreck, Ludwig?“

Als wir uns schon an die dritte Suppe machten, meinte ein Vollbart am Nachbartisch: „Guck mal, die Leute haben Appetit! Die essen schon die dritte Suppe.“

„Ja“, meinte sein Tischnachbar sinnend. „Den Großen kann ich schon verstehen, aber der Kleine. Wie schafft er das nur?“

Wir schauten uns noch die Auslagen an. Zeit hatten wir.

„Das war aber ein turbulenter Nachmittag“, sagte ich, als wir im Bus saßen und auf die Abfahrt warteten.

„Aber toll, was? Ganz toll!“

„Gyula wartet vielleicht schon mit seinen Freunden auf das gelbe Auto.“

„Meinst du? Ich glaube nicht, daß der Bursche so blöd wäre. Übrigens scheint sie eine Wichtigtuerin zu sein.“

„Das wird sich bald herausstellen.“

Die Polizisten und die Männer erblickten wir schon von weitem auf der Landstraße. Auch das gelbe Auto. Es war ein Trabi!

„Mensch!“ sagte Peter.

Der Bus konnte nur langsam vorbeifahren. Ein Polizist stand mit fünf Männern unter einem Maulbeerbaum, der andere mit zwei Männern beim Trabi.

„Mein Gott! Das hätte auch uns erwischen können!“

„Na klar!“

„Wenn man zum Beispiel meinen Wagen nicht übernommen hätte. Guck mal! Die meinten, wir wären im Wagen!“

„Der mit der Glatze muß der Gyula sein. Mein Gott! Haben die den Wagen hergerichtet! Total demoliert!“

„Da hatten wir nochmals Glück! Sauglück, muß ich dir schon sagen!“



Anton Lux: Sturm. Zeichnung

„Verschiedene Verhältnisse“ des Guten Gärtners

In memoriam Engelbert Rittinger (1929-2000)

Engelbert Rittinger konnte die erweiterte Neuauflage seines Bandes „Mir ungrische Schwowe“* nicht mehr erleben, doch seine Werke stehen nunmehr als Mementos für ein reiches Leben im Kreise der Ungarndeutschen. Der Band faßt Lyrisches, Episches und sogar Dramatisches (Pfänderspiel) aus dem Lebenswerk Rittingers zusammen, wobei die bekanntesten Stücke wohl die über Alltags- sowie politische Ereignisse, kurzum über Freude und

Sorgen und Freuden des Alltags. Oft setzt sich Rittinger mit dem Begriff Heimat (Unsere Fahne, Mein Vaterland) auseinander, wobei die deutsche Muttersprache, jedoch auch die ungarische Heimat zu lieben eine Pflicht ist. Auch in seinen Gedichten kann man den ironischen Ton (Wohlstand, Höchste Autorität) erkennen.

Engelbert Rittinger war beliebt im Kreise des ungarndeutschen Publikums. Er hat keine komplizierten Werke geschrieben, Beliebtheit erfreute er sich auch wegen seiner Authentizität, die vor allem in den Briefen an den „Liewr Freint, Seppi“ zum Ausdruck kam. Nun berichtet Wastl Schwungrad nicht mehr über den Alltag in Ratzpeter, er wird jedoch wahrhaftig nicht nur in den Erinnerungen von „Seppi“ aufbewahrt. „Mit tem schließ ich aa mein Prief. P.x.! (Tes bedeit: pleib xund!)“

Karl B. Szabó

*Engelbert Rittinger: **Verschiedene Verhältnisse**
VUdAK, Budapest, 2001, S. 235

Koloman Brenner Immer dabei

In memoriam Engelbert Rittinger

Die klugen Augen
sind geschlossen.
Er ruht wie noch nie
in seinem Leben

den Kopf gesenkt
räusperte er sich
und sagte mit zartrauher
Stimme
einen glühenden Satz
der uns nachdenken ließ

Du bleibst
immer dabei

Leid der Ungarndeutschen berichtenden „Briefe an Seppi“ darstellen. Das Eigenartige an den Briefen von „Wastl Schwungrad“ ist wohl die Abfassung in Dialekt. Aus der nicht „hochdeutschen“ Sprache erfährt man doch über Höhen – „Pei dr Eröffnung war die Neie Zeitung un dr Radio a vertrede“ – und Tiefen des Lebens – „heint is es Wetter trieb un regnerisch“ – sowie über berühmte Persönlichkeiten wie „der Dokter Szabó dr Kschickst is als aafacher Städter“ oder „ter Dokter Metzler“ und „dr Professr Mádl“. Es wird in den Briefen auch die künstlerische Motivation von Wastl Schwungrad erläutert, „wal dr Schuth Johann, unser Vursitzender hot ksogt, mir selle e Satire schreip“.

In den anderen Prosastücken findet der Leser Berichte über die Vertreibung, neben dem ernsteren Ton auch satirische Beiträge, die nicht mal das Internet verschonen, „www. (Punkt!)/romaland. (Punkt!)/hu“, wobei das ‘hu’ für „(hu)nsere Mitmenschen“, für die (Hu)ngarndeutschen“ steht. Für die Bühne wurde mit pädagogischer Intention das „Pfänderspiel“ geschrieben, das wegen seiner Kürze auch mit jüngeren Kindern dramatisiert werden kann.

Die Gedichte Rittingers sind mal philosophisch, mal wehmütig, mal lustig – sie sind eben Ausdrücke der

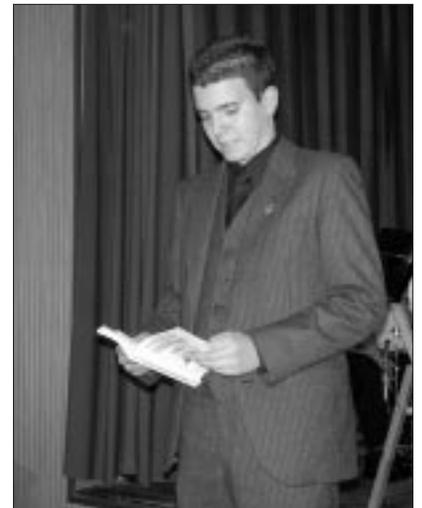
Eine Schatzkammer

nannte die Vorsitzende der Deutschen Selbstverwaltung in Ratzpeter/Újpetre Maria Reisz die Präsentation des Buches „Verschiedene Verhältnisse“ von Engelbert Rittinger am 9. November im vollbesetzten Kulturhaus der Gemeinde. Schließlich kannten und mochten die Leute Rittinger, der viel für die deutsche Gemeinschaft im Dorf, im Komitat und im ganzen Land getan hatte. Er machte mit bei der Gründung der Kulturgruppen (Chor und Jugendblaskapelle), des Deutschen Vereins und der Deutschen Selbstverwaltung. Deshalb spielte zum Auftakt die Jugendblaskapelle und deshalb sang der Chor von Johann Mandulás vertonte Rittinger-Gedichte. Gekommen waren selbstverständlich die Mitglieder des VUdAK-Werkstattgesprächs aus Fünfkirchen. Rittinger war ja ein geschätztes Mitglied dieser schöpferischen Gruppe, auf sein Wort hörte man, seine prägnanten Feststellungen gaben oft den Titel eines NZ-Berichtes über die jeweiligen Werkstattgespräche.

Dr. Béla Szende verglich Rittinger mit Lessing und meinte, beide würden charakterisiert durch das Aussprechen der Wahrheit, durch Kritisch-, Ironisch-, Selbstkritisch-

und Selbstironisch- und wenn es sein muß auch Satirisch-Sein. Dieses vielfältige Lebenswerk wurde von Schülern und Studenten aus Ratzpeter durch Gedichte und kurze Prosaausschnitte anschaulich dargestellt. Besonders erfreut war man, auch einen Mundarttext zu hören, vorgetragen vom Enkelsohn.

Nun bleibt zu hoffen, daß sich viele Ungarndeutsche und an der ungarndeutschen Literatur Interessierte in dieser Schatzkammer, die sich im Buch von Rittinger auftut, bedienen werden.



Gábor Grob las einen Mundarttext



Dr. Béla Szende Aussprechen der Wahrheit,



Die Jugendblaskapelle von Ratzpeter war das „Lieblingskind“ von Rittinger



László Békefi musizierte und las Texte

Koloman Brenner Ödenburg

Geliebte Stadt mit dem Geruch
des Altertums in den Barock
getunkt wie Phönix aus der Asche
auferstanden nach so vielen Jahren
der Erstarrtheit zeigst Du wieder
erste Lebenszeichen diese Regungen aber
zogen Blicke herbei so daß es in der Art
der Huren geschieht

Gehaßte Stadt mit Betonblöcken
wo man nicht leben kann und wo
der Rasen im Sommer verwelkt wie
die Hoffnung im Herzen obwohl es
nach brutzelnder Wurst und Marlboro
riecht auf dem Hauptplatz torkelt einer
neben der Dreifaltigkeitssäule aber
im Tannenwald herrscht Ruhe

Geliebte Stadt oben zwischen den Ewiggrünen
streicht die Zeit unaufhaltsam vorbei und
doch spürt man die Unendlichkeit im
Nacken die Frauen sind süß wie das Eis
im Hochsommer aber kleben auch und
hinterlassen einen gewissen Nachgeschmack
wofür man sich später schämen muß
in wüsten Träumen

Gehaßte Stadt der lebendigen Toten die
regungslos auf dem Kopfsteinpflaster
dahinschlürfen zu den Tönen von Haydn
und Liszt wie Marionettenfiguren
mit hängendem Kopf und Schlips
falschen Propheten jubelnd durchs Leben
lang obwohl am Neusiedler See
die Schwäne tätscheln

Ödenburg (2)

Zwischen den gekräuselten Brusthaaren
glitzert der in Ketten geschlagene Sonnenschein
am Strand füttern gerötete Bierbäuche die Schwäne
tot hoffentlich kommt gleich grün auf dem Hauptplatz
plagt sich eine sommersprossentraurige Klarinette
ab die touristendicken Tauben stört einer auf
aber das geht vorüber

wie die Staus an der Grenze im Fitness-Center
ist jeder gleich egal ob der Vater früher Schmidt
hieß oder ein Ungar aus Siebenbürgen ist
alles eins wie die Lauheit der Biersorten
im Hochsommer die Krawatten hängen immer
tiefer und die geöffneten Hemden schauen doppelkinnsüß
aus das Einmanngeschäft an der Ecke floriert
der Durst will gelöscht werden
wie die Flammen nach dem Alarm im Turm
der unsere Häuser überschattet statt bewacht

Fragezeichen

Wer bist Du?
Es verursachte keine besondere
Gemütsregung
Unser verlegenes Lächeln
widerspiegelt den Ausweg
nach unserem Geschmack
der verdammt ehrlichfaul stank
wie unsere verglommenen Kippen im Ascher

Márton Kalász

Dezimierungszettel

aus dem Ungarischen von Julia Schiff und Robert
Schiff

Chronik

1

Der Urgroßvater, der Feldwarer (Földvár) Deutsche Szigeti József diente als junger Honvéd bei Truppen, die nach der von der 1848/49-er Freiheitsbewegung erlittenen Niederlage dezimiert wurden. Der mündlichen Überlieferung der Familie nach hat all dies auf einem großen Platz stattgefunden, der Name der Stadt ist uns nicht bekannt, er wird nicht erwähnt – nur so viel, dass die Österreicher einen langen Tisch zur Mitte des Platzes brachten. Auf den bedeckten Tisch stellten sie ein bauchiges Tongutgefäß, da rein kamen weiße und schwarze Zettel, die mit einem in Eile aufgetriebenen Brottuch zugeeckt wurden. Das Dezimierungsverfahren anhand gezogener Zettel war unbekannt, die Kunde davon rief hier unter den zwangsläufig in Gruppen herumstehenden und -sitzenden, von Wachposten immer entsprechend umgebenen Honvéds große Unruhe hervor. Manche von ihnen wurden vor panischer Angst für Augenblicke gelähmt, es gab Flüche, aus der Tiefe noch nicht befreites Weinen, von albernen Bemerkungen gefolgt Kichern, Zweifel darüber, dass das Ganze doch bloß ein zynischer Spaß ist, ein neuer Prüfstein des gegen die Gefangenen geführten restlichen Nervenkriegs.

Es hätte auch vorkommen können, dass Szigeti József von jemandem unvermittelt feindselig angesprochen wird: „Nun, du Schwabe, spioniere mal unsere Schwäger aus, du kennst ja ihre Sprache.“ Es hätte dazu kommen können, jedoch erscheint es wahrscheinlicher, dass Szigeti József während ihrer gemeinsamen Dienstzeit trotz der Zuneigung zu ihnen nie, für keinen

Augenblick verraten hatte, wer er war. Es sei denn, dass sein auf eine bis zum Äußersten erschöpfende Schlacht folgender unruhiger Traum oder später die ewigen anstrengenden Fluchten des Rückzugs seinen Habitus nicht entblößten. Die Verletzlichkeit scheint aber auch dann so viel Spott verkraftet zu haben, dass er auf die Frage „Sag mal Szigeti, in welcher Sprache hast du im Traum geschwafelt?“ andere mit einer kurz angebundenen Antwort hinteres Licht führen konnte: „Auf französisch, so sprechen wir zu Hause.“ Dies wäre aus zweierlei Gründen möglich gewesen: Einerseits sprach Szigeti kein Deutsch daheim, sondern – wie bekannt – jenen Pfälzer Dialekt, durch dessen mundartliche Derbheit tatsächlich irgendein französischer Wind, der das Elsass gestreift hatte, hindurchwehte und der zu guter Letzt die kühne Fahne der Mainzer Republik kräuselte und den Geschmack führte, den die Anhänger Napoleons verspürten auf dem eher französisch als deutsch anmutenden Hauptplatz Landaus und den Szigetis Truppe seit ihrer Ankunft in Ungarn hauptsächlich bewahrte; eine glättende Wirkung mag diesem Dialekt in der neuen Umgebung kaum zuteil geworden sein. Der Denkart auch kaum. Davon mögen aber in ihrer damaligen Geplagtheit so manche in der Obertolnau, in der Umgebung Feldwars und weit unterhalb davon, aber auch oberhalb, auf den Hängen der Ofener Berge, geträumt haben.

Und andererseits jetzt darauf zu lauschen – meinen wir –, als Gefangene der Kaiserlichen, als Teil des Zuges, der auf den regennassen, lehmigen transdanubischen Böden marschierte und auf Stroh, in den Gärten, in Maisstengelfeimen schlief, sich in feuchten Klamotten auf die Beine machte, dass einer ein



János Wagner: Rom

Schwabe wäre, der dort nebenan Verworrenes träumte, das dem jovialen Sapperlot der Landser oder der Lautabsonderung der halbverschluckten, mit Fistelstimme gebildeten erinnerungswürdigen Kommandowörtern oder sonst was auch immer ähnelte – wer hätte denn noch Lust darüber nachzudenken? Schon das Ungarische an sich fühlte sich zu mühevoll an, es war zeitweilig kaum zu ertragen; es war besser, wenn es jeder für sich behielt.

Die Familiengeschichte des Kierer (Németkér) Orova Ignác geht nicht darauf ein, was auf dem großen Platz unmittelbar vor dem Akt der Dezimierung vor sich ging: ob diejenigen, die einen schwarzen Zettel zogen, einander unwillkürlich stützten oder ob sie es erst danach, auf Kommando taten, und wie dieses lautete. Auch die Dezimierung schildert sie nicht richtig; vom Augenblick des Ziehens des weißen Zettels an war Szigeti vorläufig außer Gefahr. Die kaiserlichen Offiziere haben die Gefangenen der Reihe nach mit einer Art gütigen Miene zum Tisch gerufen, die Wachen halfen mit heimtückischen kleinen Stößen, mit zwischen die Rippen gedrückten Gewehrkolben, und einer der Offiziere sprach den jungen Honvéd, dessen Hände zitterten, an: „Aber, aber, mein Sohn, hier werden wir nicht in die Hose machen. Wenn du Glück hast, bleibst du am Leben.“ Die Geschichte enthält keinen Hinweis, dem man entnehmen könnte, ob die Exekution auf dem großen Platz geplant war (kaum) und wie sich aus den Öffnungen der Häuser immer mehr gehässig dreinschauende Neugierige um das Ereignis scharten. Die Hinzurichtenden (wie viele mochten es wohl sein?) wurden eher aufgereiht und aus der Stadt heraus, an irgendein Ufer, einen Waldrand, auf abgeerntete Ackerfelder kommandiert. Die auf dem Platz bleiben durften, schauten, vom Geschehnis benommen, dem traurigen Zug nach, vielleicht vernahm ihr Ohr in dem Rede- oder Stillewirrwarr einige Worte, „Szigeti, solltest du am Leben bleiben, Kajdacs...“ und aus noch größerer Entfernung den kaum mehr verständlichen Namen, „Terézia“. Was für eine Terézia, den Nachnamen zu rekonstruieren fällt niemandem ein.

So viel steht fest, dass den überlebenden Gefangenen, auch Szigeti József, bereits genüsslich die weiteren Akte der Peinigung vorbereitet wurden, als zweiten den Spießbrutenlauf. Dies „geschah solchermaßen“, dass die Honvéds mit nacktem Oberkörper über einen langen Flur laufen mussten. Auf dem Flur standen beiderseits in enger Reihe die Landser der Kaiserlichen, sie warteten auf das Rennen. In ihrer Hand die aus sieben-acht rohen, kräftigen

Rohrstengeln bestehende Rute, ihr Ende sorgfältig ausgefranst. Der Honvéd wird an die Spitze der Reihe gestoßen. Er muss laufen, es wird auf ihn von rechts und von links gewaltig eingedroschen, oft wird ihm ein Bein gestellt, damit er umfällt und bequemer geschlagen werden kann. Als die Armen wieder zusammen sitzen, haben sie das Gefühl, dass alles mehrere Tage lang gedauert hat. Sie schweigen, denn dies ist der unangenehmste Teil der Zeremonie, weil sich die unzähligen Splitter der Rohrstengel in die zerfetzten Schultern, die Schulterblätter, in fast jede Pore des Oberkörpers gebohrt hatten. Als ob sie sich lausten, lösen sie die kleinen Rohrsplitter einander aus dem Fleisch und schnipsen sie angeekelt auf den Boden. So geschunden kann man über den Wehlaut, das Aufzischen des anderen nicht einmal mehr unfreiwillig kichern.

Wohin sie dann weiter getrieben wurden, wie lange noch diese Gemeinschaft mühsam weiter zog und wann sie sich auflösen durfte, ist unbekannt.

Szigeti József wurde nicht als österreichischer Soldat angeworben, also musste er in einem geeigneten Augenblick irgendwo verschwinden und nach dem heimatlichen Feldwar zurückgelangen. Seine Eltern waren eher sich plagende, so genannte „Kleinhausler“, auch er selbst war noch Analphabet. Es muss ihn wohl auf einen Einödhof des Széchenyi-Gutes verschlagen haben und er heiratete nach Kier, südlich von Feldwar.

Unter den angesiedelten Deutschen gab es damals bereits ziemlich viele Gewerbetreibende. Die Matrikel der Pfarrei in Schomberg (Somberek), Komitat Baranya, führt z. B. 1752 Evidenz über 22 Handwerker in der Ortschaft oder in der unmittelbaren Umgebung. Ein-zwei Serben ausgenommen lauter deutsche Namen, darunter mindestens ein Dutzend Müller; der Rest besteht aus Webern, Fassbindern, Schlossern, Töpfern, Hutmachern, Zimmerleuten. Ihre Kenntnisse haben sie noch aus ihrer Heimat mitgebracht, denn das Dorf begann sich erst um 1745 zu bevölkern. Nach Eintragung der benachbarten ungarischen Pfarrei in Szekcső fand in Schomberg das erste deutsche Begräbnis am 23. Januar 1745, die erste Taufe am 10. Juli statt.

Merkwürdigerweise sind auf dem erwähnten Handwerkerverzeichnis keine Schneider, Kürschner, Stiefel- und Bundschuhmacher zu finden. Es ist schwer vorstellbar, dass sie sich – wenn überhaupt, dann eher die Frauen – im Winter selbst ihre Bekleidung und ihr Schuhwerk geschneidert und genäht hätten.

Szigeti József kam in Kier in eine Familie von Webern. Das Weber-Handwerk war ein gut gehender Gewerbezweig, die in die Ortschaft gekommenen Deutschen brachten den Anbau des Hanfes und des Flachses, der von ihnen „weißes Gold“ genannten Nutzpflanze bald zum Florieren. Aus der Familiengeschichte des Urenkels Orova Ignác verschwindet leider bald schon der Name Szigeti und es wird nicht erkenntlich, warum – möglicherweise hatte József nur Töchter oder es hatte einen anderen Grund. Die Mitglieder der Familie Orova waren Gewerbetreibende, auch von anderer geistiger Rezeptivität als die Landwirte. Der Großvater rivalisiert schon mit den örtlichen Lehrern, er bringt in den Wintermonaten den Kindern der Knechte von den Einzelhöfen des Herrschaftsgutes für geringes Honorar das Lesen und Schreiben bei, manchmal auch den Erwachsenen. Umständehalber ist er sparsam, bezieht dennoch aus Wien das Wiener Journal und aus Pest deutschsprachige Zeitungen.

Szigeti József kann sich bald mit der einstigen Freiheitsbewegung und mit der Bitternis der Gefangenschaft innerlich abfinden. In der Chronik der deutschen Dörfer oder jener mit gemischter Bevölkerung gibt es keinen Hinweis darauf, dass der Gemeindevorstand, der Gutsherr oder sonst wer die aufgetauchten

Der 1999 in ungarischer Sprache erschienene Roman von Kalász Márton „Tizedelőcédulák“ erntete nicht nur in ungarndeutschen Kreisen einen beachtlichen Erfolg. Auf Initiative der Neuen Zeitung übersetzte das in München lebende Ehepaar Julia und Robert Schiff den Roman ins Deutsche, den die Neue Zeitung in Fortsetzungen veröffentlicht.

Honvéds belästigt hätte. Nach Schomberg kehrten vom Freiheitskampf 13 Männer zurück, drei ortsansässige Ungarn, drei Deutsche und sieben Serben. Angaben des Archivs zufolge kämpften die drei Ungarn und die drei Deutschen mit Sicherheit in Kossuths Heer, über die sieben Serben weiß man nichts Näheres. Sie dürften wohl den Degen eher in der Armee von Jellasics geführt haben. Vexation dürfte im Dorf bloß den 14., den heimgekehrten Kantor und Lehrer deutscher Abstammung namens Schnellberger – sein Prinzipal, der Pfarrer war Anhänger des Hauses Habsburg und des gesetzmäßigen Königreichs – erwartet haben.

Weder im Komitat Tolnau noch in der Baranya wird in den Dokumenten über die den Helden Tod Gestorbenen gesprochen. Es wurde dagegen aufgezeichnet, dass in der Baranya ab Juli 1849 eine Choleraepidemie wütete, in Schomberg wurden bis September 116 Einwohner begraben. Man muss bedenken, dass diese bereits die zweite Epidemie war, denn zwischen August und Oktober 1831 starben bloß in einer Ortschaft, in Schomberg, 111 Personen. Auf den seelischen Zustand der Gemeinde mag sich dies nachhaltig bedrückend ausgewirkt haben, und das Wirtschaftsleben erlitt erhebliche Verluste.

(Fortsetzung folgt)



János Wagner: Campo di Fiori in Rom

Ein ganz anderen Lebensweg als Claus Klotz, der an seinem Idealismus zugrunde ging, beschritt der am 22. Juli 1952 im rumänischen Banat in Arad geborene Nelu Bradean-Ebinger. Als Sohn von Rumänienschwaben sprach er von Kindesbeinen an Deutsch und die schwäbische Mundart des Banats. Zum Unterschied zu Ungarn gab es im Nachkriegsrumänien deutschsprachige Kindergärten und Schulen, ja selbst an der Hochschule gab es ein muttersprachliches Studium in Deutsch in den Fächern Germanistik für muttersprachliche Deutschlehrer (in Bukarest, Klausenburg und Temeswar), Theologie (an der evangelisch-lutherischen Fakultät des Augsburger Bekenntnisses in Hermannstadt) und Schauspielkunst (allerdings unregelmäßig am Bukarester Theaterinstitut für deutsche Schauspielstudenten für die deutschsprachigen Bühnen in Temeswar und Hermannstadt). Selbst unter den immer schwieriger werdenden Bedingungen der Ceausescu-Diktatur erlosch das deutschsprachige Schulwesen in Rumänien trotz zunehmender Einschränkungen nie ganz. Außer Deutsch sprach Ebinger von klein auf auch Rumänisch – sein Urgroßvater väterlicherseits war Rumäne – und Ungarisch. In Rumäniens ehemaligen österreichisch-ungarischen k.u.k.-Provinzen Siebenbürgen und Banat war vor dem Zweiten Weltkrieg diese Dreisprachigkeit gang und gäbe.

Wie Claus Klotz ist also auch Ebinger dreisprachig aufgewachsen, wobei er allerdings allen seinen ungarndeutschen Autorenkollegen gegenüber noch den besonderen Vorzug hatte, daß er ein „rein“ deutschsprachiges Gymnasium, in dem die Unterrichtssprache in allen Fächern Deutsch war – das Lenau-Lyzeum in Temeswar – besuchen konnte. Außerdem gab es schon zu Ebingers Zeiten im Lenau-Lyzeum eine deutschsprachige Schülerzeitung und einen deutschsprachigen Literaturkreis, in dem der junge Ebinger seine ersten literarischen Schritte wagte. Über diese eigenen Versuche kam Ebinger dann in Kontakt mit der gesamten rumäniendeutschen Literatur – der umfassendsten und gleichzeitig „modernsten“ aller deutschsprachigen Minderheitenliteraturen der Welt. Vor allem der damals schon in Rumänien vielbeachtete Oskar Pastior (1927 in Hermannstadt geboren), der 1968 von einer Auslandsreise nach Österreich und in die Bundesrepublik nicht mehr zurückkehrte, beeindruckte den angehenden Poeten Ebinger durch seine souveräne Handhabung der deutschen Sprache bis hin zu Sprachexperimenten im Stile der Wiener Schule Ernst Jandls und Friederike Meirökers. Pastior ist dann in der Bundesrepublik zum bis heute meist ausgezeichneten deutschsprachigen Lyriker/Sprachexperimentierer überhaupt geworden, dessen sprachkritische Texte in keiner modernen

deutschsprachigen Lyrikanthologie fehlen und die auch Eingang in die bundesdeutschen Schullesebücher gefunden haben.

Von Haus aus vielsprachig, war es gewissermaßen eine logische Konsequenz, daß Nelu Bradean-Ebinger ein Sprachstudium aufnahm. Über die Universitäten Bukarest und Helsinki kam er nach Budapest, wo er ein internationales Stipendium für das Studium der Finnougristik erhielt. In Budapest verlor er dann sein „ganzes Herz“ an diese alte Donaumetropole, so daß er sich 1972, akkurat im Jahre der Gründung der Literarischen Sektion des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen, für immer hier niederließ. 1980 nahm er dann auch die ungarische Staatsbürgerschaft an, heiratete eine ungarische Germanistikkollegin und integrierte sich voll in Geschichte und Gegenwart seiner neuen Heimat Ungarn. Er ist sozusagen der allerletzte schwäbische Einwanderer nach Ungarn, aber nicht aus dem Westen, sondern seltsamerweise aus dem Osten, ex oriente lux, wenn man so möchte. Nicht zufällig heißt deshalb auch sein Eigenband „Budapester Resonanzen“, erschienen 1986 im Lehrbuchverlag Budapest.

In diesem Band sind fast alle seine Gedichte vereinigt. Auch die aus den Anthologien „Bekenntnisse – Erkenntnisse“ (1979): „Zeitfragen“, „Niemandland“, „Verzicht“, „Schattenlos“ und „Auf einen Gedanken“, wie auch die aus der Kinderanthologie „Igele Bigele“ (1980) aufgenommenen „Bald“, „Weise“, „September“ und „Schneefall“, die hier als Kindergedichte deklariert werden, ohne einen eigentlichen kindlichen Ton zu treffen, wie dann auch 16 weitere Gedichte aus der Anthologie „Jahresringe“ (1. Aufl. 1984, 2. Aufl. 1987), die auch allesamt und besonders in Ebingers Eigenband aufgenommen wurden. Selbst in der in der Bundesrepublik erschienenen Anthologie „Bekenntnisse eines Birkenbaumes“ (1990, Dortmund) ist Ebinger mit dem Gedicht „Elisabeth-Brücke“ aus den „Budapester Resonanzen“ vertreten. Neue Texte von Ebinger sind bloß in der Anthologie „Das Zweiglein“ in der bundesdeutschen Ausgabe (Olms-Presse, Hildesheim-Zürich-New York 1991) zu finden. (In der ungarischen Ausgabe, Budapest 1989, war Ebinger noch nicht enthalten.) Außer den fünf Gedichten „Unter uns“, „März“, „Camus - LaPeste“, „Vorbei“ und „Kreislauf“, die alle seinen „Budapester Resonanzen“ von 1986 entstammen, ist hier auch das sehr aufschlußreiche Essay „Bekenntnisse eines Mitteleuropäers“ enthalten. In der Mundartanthologie „Ti Sproch widergfune“ (1989) gibt es auch zwei neue Gedichte von ihm, und zwar „Glick“ und „Sitze“. Auch bei Bradean-Ebinger ist festzustellen, wie sehr

ungarndeutsche Autoren mit ihren literarischen Pfunden „wuchern“, d. h. denselben Text häufig in der Zeitung, in Anthologien und dann auch noch im Eigenband veröffentlichen. Diese wiederholt abgedruckten Texte stellen dann schließlich – ob der Autor es nun will oder nicht – so etwas wie eine Visitenkarte seines Schaffens dar.

In dem Gedicht „Glick“ übt Ebinger „freudvolles“ Bescheiden: „Mei Mutter hat mir nit viel / mit uf te Weg gin, / nor a kleene Spruch: / „Mei Sohn, im Lewe gits / ke große Freidi, / ke großes Glick / Trum lern, dich / iwer kleine Freidi / freie. / Nor so wersch du / es Glick finne.“ / Das Glück im Winkel quasi, ein Programm, das dann doch sehr provinziell anmutet, sowohl dem Inhalt als auch der Form nach. Eine Aussage der Mutter wird einfach wiedergegeben, ohne jede Stilfigur oder sonstiges künstlerische Mittel, es sei denn, man rechnet die doch sehr willkürliche Zeilenbrechung als Kunstmittel, als künstlerische Absicht. Da sie aber den doch recht simplen Text nicht sonderlich strukturiert, haben wir es hier mehr mit Scherbenprosa, in Scherben gegangene Prosa, denn mit freien Versen zu tun. Auch sein zweites Mundartgedicht „Sitze“ – „Ich sitz so vor mich hin / un iwerleg: / For was misse mir Schwoweleit / immer zwische zwo Stihl sitze?“ – ist im Grunde genommen auch nichts anderes als Scherbenprosa, wenn auch hier eine Metapher „Zwischen zwei Stühlen sitzen“ als von alternativen (echten) ausgeschlossen verwendet wird. Welche zwei Stühle dies sind, um welche Alternativen es sich eigentlich handelt, wird nicht mal angedeutet, und so bleibt diese Aussage einerseits allgemein unverbindlich, unverständlich, andererseits könnte sie ein Insider-Geheimnis sein, weshalb wohl gerade „Schwoweleit“ in Ungarn, oder im benachbarten Rumänien oder aber auch in der Bundesrepublik, immer wieder zwischen die „Fronten“ geraten. Dieses Insider-Geheimnis poetisch zu „lüften“ wäre aber gerade Sinn dieses Kurzgedichtes gewesen, das sowieso eher ein Aphorismus ist als ein lyrischer Text. Ebinger hat sich aber diese Mühe nicht gemacht, vom anschaulichen Ausgang, er sitzt als lyrisches Ich nun mal auf einem „konkreten“ Stuhl, zur verallgemeinernden Erkenntnis vorzudringen, daß er trotz physischen Sitzens auf einem konkreten Stuhl, geistig auf gar keinem Stuhl, sondern zwischen zwei abstrakten Stühlen (zwei Möglichkeiten) als Schwowe, d. h. als auslandsdeutscher Schwabe sitzt, und zwar immer. Dies ist überhaupt das Grundproblem des lyrischen Schaffens von Nelu Bradean-Ebinger. So gründlich er sonst wissenschaftlich als Finnougrist und als Spezialist für

Zweisprachigkeit vorgeht (er hat in diesen Bereichen international anerkannte wissenschaftliche Veröffentlichungen und ist übrigens auch Doktor der Finnougristik), so „unbekümmert“ dichtet er oft vor sich hin. So auch, wenn er sprachspielerisch ein Naturgedicht gewissermaßen zusammenbastelt, wie „Bald“: „Über Sand und Kiesel / über Erde, Wiesel / fließt ein Strahl / des Wassers kahl / umspült im Tal / der Sonne Edeldahl. / – Es leuchtet mir / der Blumen Gier / es wallt in mir: Du scheues Wild / im tiefen Wald, / vertrautes Bild! / Ich komme bald.“ / Die Metapher „Es leuchtet mir / der Blumenzier“ wird mehr als Reimzwang denn als pflanzliche Verheißung auf Lust und Lebensfreude verstanden, auch wenn sie antithetisch dem „scheuen Wild“, schon fast kitschig hier, wenn man an die abgegriffene Rehmetapher denkt, entgegengestellt wird. Auch in „Weise“ spielt Ebinger mit der Sprache: „Leise Stille sucht die Fee, / sucht über allen Stegen / – Hirte, / spiel die Weise, / spiel sie leise / die Weise / von 'Du und ich'! / – Weise Stille sucht die Fee, / sucht auf allen Wegen. / – Leise weise Stille überall.“ Ein besinnliches Liebesgedicht, in dem das „Feenhaft“ einer erfüllten Liebe mitten in der Natur die Liebesweise des Hirten zur leisen weisen Stille des trauten Beisammenseins grenzenlos ausweitet. Auch im Gedicht „Im Regen“ gelingt Ebinger mit seinen Sprachspielen eine stimmungsvolle Verschränkung von Naturgedicht und Liebeslyrik: „Manchmal blinzeln Regentropfen / durch die matte Durchsichtigkeit / wartender Schritte im Regen.“ Mit der Personifikation der „blinzeln“, gewissermaßen augenzwinkernden Regentropfen, durch die matte, ein gelungenes schmückendes Beiwort hier für die beschattete, Durchsichtigkeit eines Platzes unter Bäumen, wo ein wartender Liebender hin und her geht, gelingt Ebinger eine Synästhesie, eine Verbindung unterschiedlicher sinnlicher Wahrnehmungen. Die Regentropfen blinzeln durch die matte Durchsichtigkeit (eine optische Wahrnehmung) wartender Schritte im Regen (eine akustische Wahrnehmung). „Spielende Hände, im Auferstehen / fallender Sterne, / leuchten weit / dem Blinzeln zu, im Regen.“ Hier geht die Assoziation wohl schon etwas zu weit, wenn die spielenden Hände dem Blinzeln der Regentropfen zuleuchten, aber die Atmosphäre bleibt poetisch dicht, geheimnisvoll, um dann in der 3. Strophe harmonisch sprachspielerisch sich einzuschwimmen: „Du schwingst den Degen, / du willenloses Schweben, / nimmerstillendes Weben / greifender Hände im Regen.“ Mit der Metapher und Personifikation zugleich, der Regen schwingt den Degen deutet Ebinger

ungarnschwäbische Mitteleuropäer

an, wie Wasserstrahl für Wasserstrahl fällt. Dabei ist der Regen auch ein nimmerstillendes Weben, eine Metapher wieder, greifender Hände im Regen, eine neue Personifikation und auch noch Metapher dazu. Poetisch dicht ist auch das Gedicht „Liebe“, das mit der Strophe endet: „Langsam wächst / der Baum der Einsamkeit / und versteckt uns / in der Dämmerung der Blätter.“/ In „Verzicht“ kommt die Seele des Dichters nicht über die ihr zugefügten Verletzungen hinweg. Selbst die Liebe bietet (noch?) keine Ablenkung oder gar Alternative: „Ich laß dir deine Träume. / Ich geh meiner Kindheit entgegen. / Als Kind erzählte jemand mir; / wenn die Sonne purpur / dort im Westen steht, / werden Ostereier gebacken. / – Ich laß dir deine Träume. / Ich geh.“/

Die Identität des Dichters Ebinger wird eher durch Angst und Enge sowie die Benachteiligung infolge des Zweiten Weltkrieges im national-chauvinistischen Ostblocksozialismus bestimmt, als durch Weite und Mannigfaltigkeit dank der Zwei- oder Mehrsprachigkeit, der Chance eines tagtäglichen „multikulturellen“ Zusammenlebens. Aus dieser Sicht ist Ebingers Gedicht „Der Zweisprachige“ wegen seiner künstlerischen Unbedarftheit ein „ausgesprochenes“ Ärgernis lyrischer Art. Im Unterschied zu Márton Kalász' traumatischen Erinnerungen an seine (teilweise verlorengegangene) Zweisprachigkeit, etwa im Gedicht „Mitternachtsexpress“ (erschienen Deutsch in der Anthologie aus Kalász' zehn Gedichtbänden „Bemessener Trost“ Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig 1984) oder in Franz Zeltner's indirekt anklagendem Gedicht „Meine zwei Sprachen“ (erschienen in der Anthologie „Jahresringe“ 1984, 1987, und im literarischen Rundbrief Nr. 5 1985), indem das Zurückdrängen der Muttersprache Deutsch schon im Horthy-Faschismus thematisiert wird, mutet Ebingers Stellungnahme schon fast zynisch oberflächlich an. Bei ihm heißt es heiter und unbekümmert: „Es ist, als ob schon in den Wiegen / der Sprachen zwei da liegen: / die eine hier im Elternhaus, / die andre auf der Straße drauß.“/ Hier wird man auch peinlich an den oberflächlichen Optimismus der sowjetdeutschen Dichterin Nelly Wacker erinnert, die trotz einer unvorstellbar harten Diskriminierung der rußlanddeutschen Sprache und Kultur in der Sowjetunion infolge des Zweiten Weltkrieges idyllisch in „Zwei Muttersprachen“ singt: „Als seltenen Reichtum hat das Leben / zwei Muttersprachen mir gegeben. / Bei Mutter ich die eine fand, / die andere spricht mein Vaterland ...“/ Ähnlich problemlos geht es bei Ebinger munter weiter in der 2. Strophe: „Der Kindheit frohe Sprache zart / im

Schulhof und im Kindergarten, / der Jugendweihe Blumenkranz / bei Polka, Walzer oder Tschardastanz.“/ Diese Darstellung trifft vielleicht teilweise auf Ebingers Kindheit und Jugend im rumänischen Banat zu, wo er deutsche Kindergärten und Schulen besuchen konnte, auf ungarndeutsche Verhältnisse übertragen ist es eine schlichte Unwahrheit, dazu noch „brutal“ simpel in Paarreimen holzschnittartig dem betroffenen Leser an den Kopf geworfen: „Zweier Sprachen muß er mächtig sein, / vermixt, verflüxt, gediegen oder rein, / im reifen Mannesalter auf der Wacht, / wenn er redet, weint oder lacht.“/ Wo, kann man da nur fassungslos fragen, ist die überwiegende Mehrheit der 220 000 Ungarndeutschen wirklich „zweier Sprachen“ mächtig. Das Wiedererlernen ihrer deutschen Muttersprache, das mühsame Erarbeiten und Erkämpfen der Zweisprachigkeit von früher ist heute ihr wichtigstes Identitätsproblem. Wie blanker Hohn mutet da auch die letzte Strophe an: „Erinnert er sich als grauer Greis / an Pircsi, Susi, Liebe heiß, / tut er es in den Sprachen beiden, / die ihn immer treu begleiten, / – und scheint es manchmal noch so arg –, / von der Wiege bis zum Sarg.“/ Hier in diesem Gedicht werden die Gefahren einer zu wenig reflektierten, zu unbekümmert mit der Sprache umgehenden Betrachtungsweise Ebingers offenkundig. Statt sein Talent, das er in einigen – allerdings bislang noch nicht allzu zahlreichen – Gedichten bewiesen hat, zu fordern, damit zu arbeiten, damit zu „wuchern“, geht er nur zu oft den Weg des geringsten Widerstandes. Ein Gedanke, kaum gefaßt, wird flugs sprachlich festgehalten, ohne die entsprechende künstlerische Bearbeitung wird die Komplexität der Thematik nicht erfaßt, sondern auf mitunter geradezu schreckliche Weise versimpelt. Im Vierzeiler „Wer bin ich?“, dessen Anfangsbuchstaben seinen Vornamen Nelu ergeben, leistet er sich ein läppi-sches Sprachspiel noch nicht mal auf Kalauerniveau: „Nachkomme / Erbe / Lehrling / Untertan.“/ Diese vier letztlich nichtssagenden Worte, da der Assoziationszusammenhang viel zu weit geht, sich gewissermaßen im Endlosen verliert, nehmen eine ganze Seite seines 92 Seiten starken Eigenbandes ein. Aber, Gott sei Dank, läßt er es nicht dabei bewenden, sondern ist sich seiner Grenzen durchaus – wenn auch leider noch viel zu selten – bewußt und versucht sich zu überwinden, zu überschreiten. Ein gelungenes Beispiel dafür ist „Mit Dreißig“: „überquerst du den Äquator des Lebens / wirst du zum Tagelöhner deiner Jugendträume / überquerst du die Grenze des Möglichen / wirst du zum Sklaven deiner Leidenschaften

/ überquerst du die Demarkationslinie von gestern und morgen / wirst du zum Streiter / überquerst du den Rubicon / wirst du zum fragwürdigen Sieger / überquerst du dich selbst / wirst du wieder du /“ Von diesem mitreißenden Gedanken ausgehend, daß man sich nur selbst finden kann in einem ständigen Entwerfen auf Zukünftiges hin (übrigens ein sehr moderner Grundzug der Existenzphilosophie dieses Jahrhunderts), hört sich Ebingers Gedicht „Haus im Banat“ nicht ganz so trostlos an wie Claus Klotz' niederschmetterndes Heimatgedicht „Mein Heimatdorf“, in dem für ihn tatsächlich alles für immer dem Ende entgegenschaut: „Fischstimmen / sinnen / übermorgen dahin“. Bei Nelu Bradean-Ebinger ist nicht dessen ganzes Heimatdorf dem Untergang geweiht, wohl aber sein Vaterhaus: „Dort drunten im Süden des Ostens / steht ein Haus / es geht niemand mehr / weder rein noch raus. / – Hund und Katze / nahmen Reißaus / die Ratten sind / Herr im Haus / auf den Tischen / tanzt die Maus. / – Über dem löchrigen Dache / weht ein kahler Wind / in den Stuben hörst du / nie wieder lachen das Kind / im Stalle muhen das Rind / allein in deinen Träumen / steht sie noch, die Lind / vor dem Haus. / – Dort drunten im Süden des Ostens / steht ein Haus / es geht niemand mehr / weder rein noch raus: / es war einmal / mein Vaterhaus.“/

O bwohl Ebingers Vaterhaus unwiederbringlich verloren ist – eine jede Kindheit geht einmal für immer vorbei –, steht in seinen Träumen noch die Linde vor dem Haus. Hier wird der Leser an das Volkslied „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum“ erinnert. Auch Erika Áts hat ihr baladeskes Langgedicht über das Schicksal der Ungarndeutschen „Die Linde“ betitelt, als Symbol urwüchsiger Bodenständigkeit. Ebinger bewahrt sie zumindest in seinen Träumen auf, und das unterscheidet ihn fundamental vor der Ausweglosigkeit eines Claus Klotz, für den wirklich alles radikal zu Ende geht. Bei Ebinger wird es im Traum weitergeführt und auch in der Erinnerung, die mit Hilfe der Sprache weiterlebt. Seine Verse sind ganze Sätze, klar, sogar überdeutlich mitunter, aber allgemein verständlich und gleichzeitig nicht bloß typisch ungarndeutsch, sondern auch allgemein menschlich, wenn man z. B. den Verlust des Vaterhauses auch als das unvermeidliche Verlieren der Kindheit durch das Erwachsenwerden auffaßt. Hier geht nun Ebinger über die ungarndeutsche Thematik hinaus und bahnt sich seinen eigenen Weg vom deutschen Minderheitendichter zum allgemein menschlichen europäischen Autor.

In seinem sehr bemerkenswerten und auch vielbeachteten Essay „Bekenntnisse eines Mitteleuropäers“ weist Ebinger auf seine Herkunft aus dem Vielvölkerstaat der ehemaligen k.u.k.-Donaumonarchie hin. Neben (überwiegend) deutschen Vorfahren hat er auch ungarische, rumänische und serbische Ahnen. Aber seine Muttersprache, betont er, ist die banatschwäbische Mundart. Aus diesem Grund fühlt er sich als ein Mitteleuropäer deutscher Zunge aus einer Areal-linguistik, aus dem Donausprachbund, mit den Sprachen Tschechisch, Slowakisch, Ungarisch, Deutsch (Österreichisch), Slowenisch, Serbokroatisch und Rumänisch. Das jahrhundertelange Zusammenleben dieser Völker führte – wie der Doktor der Linguistik Nelu Bradean-Ebinger feststellt – auch zu strukturellen Affinitäten dieser Sprache.

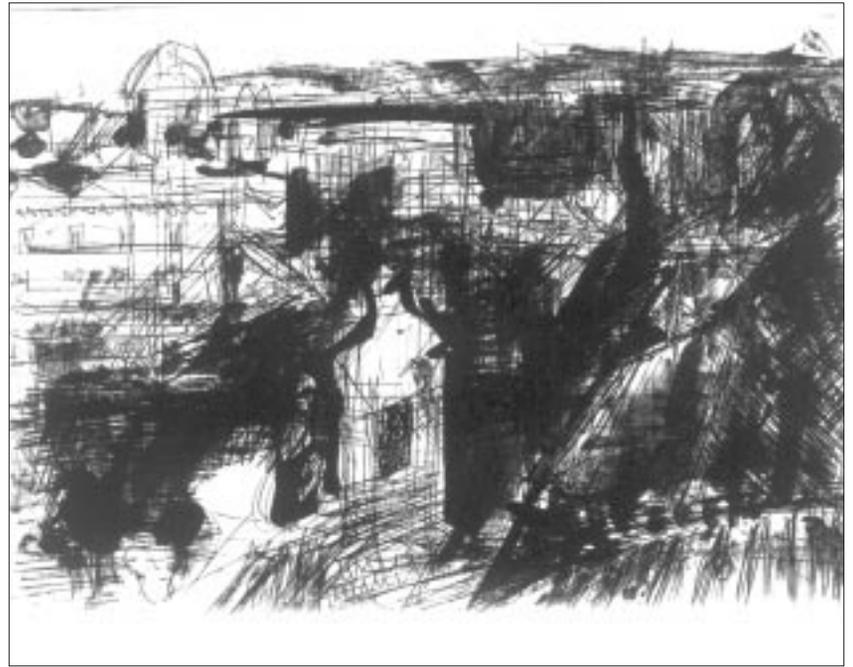
Daraus schlußfolgert Ebinger, die Sprache als Spiegelbild der Denkweise, der Mentalität der Völker, führt in diesem ostmitteleuropäischen Raum auch zu einer Affinität der Mentalitäten und der Weltbetrachtung der Völker sogar über die Literatur und Philosophie hinaus bis hin zur Bauweise der Städte. Wien, Prag, Budapest, Agram weisen erstaunliche Ähnlichkeiten auf.

Kein Wunder, daß Ebinger die Zukunft Europas auch in keiner Wiederbelebung dieser Donautradition im „Gemeinsamen Haus Europa“ sieht. Er selber arbeitet, besonders auch durch seine Studien zur Zweisprachigkeit und seine Befürwortung der Vielsprachigkeit sowie sein Engagement auch für die deutschen Sprachminderheiten, auch daran. Ob er sich in Zukunft mehr für die Literatur, die Lyrik und die Essayistik entscheiden wird oder für die Sprachwissenschaft bleibt vorerst offen. Man darf hoffen, daß er, nachdem er in der Sprachwissenschaft einen Trost nach der Trauer und Verzweiflung über die harten Schicksalsschläge seiner Volksgruppe, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg, gefunden hat, nun gestärkt von neuem an das komplexe Problem der ungarndeutschen Identität in Sprache und Kultur und nicht zuletzt auch in der Literatur herangehen wird, und – intensiver und konzentrierter arbeitend – sein unbestreitbares Talent, vor allem auch sein lyrisches, stärker zum Vorschein kommen lassen wird, eingedenk des Ausspruches des amerikanischen Nationaldichters des vorigen Jahrhunderts Walt Whitman: „Es hat noch nie mehr Anfang gegeben als jetzt“. Auf das Gemeinsame Haus Europa übertragen ist gerade die österreichisch-ungarische Vergangenheit, aus der Nelu Bradean-Ebinger selber kommt und sehr bewußt schöpft, sicherlich ein Stützpfiler dieses hoffnungsvollen Neubeginns.

Ingmar Brantsch



Straße in Rom



Türme und Kuppeln

Erinnerungen an Rom

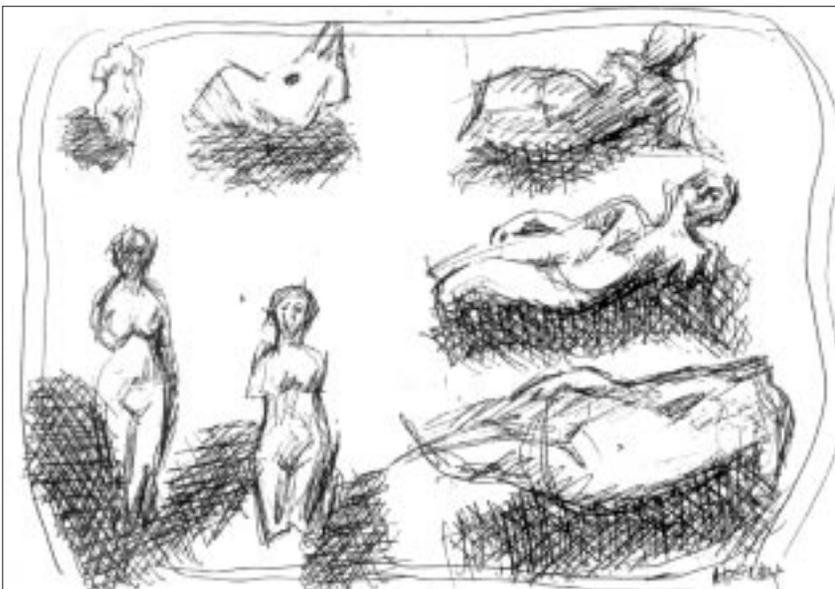
János Wagner, Vorsitzender der Künstlersektion von VUdAK, verbrachte im Jahre 2000 einen zweimonatigen Stipendiaufenthalt an der Ungarischen Akademie in Rom (Italien). Dort entstanden seine Zeichnungen, die wir auf dieser Seite bzw. auf anderen Seiten dieser Signale-Ausgabe veröffentlichen.



Rom



Via Giolia



Erinnerungen

Lebens-Zeichen von der Donau

BARTL heißt schlicht das Buch, das „Bilder 1951 – 2000“ des anerkannten ungarndeutschen Künstlers - praktisch das Lebenswerk – präsentiert. Das in deutsch-ungarndeutsch-ungarischer Kooperation entstandene hervorragende Werk wurde in feierlichem Rahmen im Rathaus von Bad Cannstatt (der Partnerstadt des XI. Budapester Bezirks) präsentiert, verbunden mit einer gleichfalls hervorragenden Ausstellung. Die Ausstellung wird am 11. Jänner im Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart eröffnet. (Später soll sie auch im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm gezeigt werden.) Das Geleitwort zum Buch schrieb LdU-Vorsitzender Otto Heinek, das wir hier veröffentlichen.



Josef Bartl, LdU-Vorsitzender Otto Heinek und Friedrich Zimmermann, Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn mit Gattin, bei der Vernissage
Foto: NZ

Josef Bartl ist ein Mann der Zeichen. In einer Ecke seines Budapester Ateliers zeigt ein alter schwäbischer Bauernschrank, wo Bartl herkommt. Auf seinen Schorokscharer Aquarellen die Zeichen der Heimat. In seinen Stilleben mit Trompete verdichten sich die reichen Blasmusiktraditionen Schorokschars, das sich gerne auch mit dem selbstverliehenen Titel „Hauptstadt der Trompeten“ brüstet. Oder die so typische Farbe eines Bauernhauses auf einem frühen Bartl-Bild. Maria-Theresia-Gelb heißt dieser Farbton, ein Hinweis auf die deutschen Siedler, die im 18. Jahrhundert der Donau entlang ihr neues Zuhause gefunden haben. „Das Ungarland ist's reichste Land, dort wächst viel Wein und Treid, so hat's in Günzburg man verkünd't, die Schiff stehn schon bereit“ – verspricht ein Volkslied aus dieser Zeit.

Ein anderes Bild: Heuschober im Hotter. Bis in die 60er Jahre haben die Schorokscharer Budapest mit Milchprodukten versorgt. Fünf, sechs Kühe hatten die Bauern zu füttern. Aber auch das Schorokscharer Brot war ein Begriff. Und die tüchtigen Bewohner dieses stolzen einstigen Marktfleckens – heute der XXIII. Stadtbezirk von Budapest – haben es sogar verstanden, selbst aus Wasser Geld zu machen. Auf der Donau wurde im Winter Eis geschlagen, eingekellert und im Sommer den Gastwirten und Metzgern in der Hauptstadt verkauft.

Schon wieder die Donau also. Ein Zeichen, ein Symbol. Sie verbindet den Westen mit dem Osten, spendet Völkern und Kulturen Leben. Katholische Klöster, orthodoxe Kathedralen, jüdische Synagogen,

Paläste und Parlamente wurden an ihren Ufern errichtet. Kleine Dörfer und Weltstädte, Wassermühlen und Atomkraftwerke.

Seit einem halben Jahrhundert arbeitet Bartl an der Donau. In Schorokschar, in Budapest, in Szentendre. Zeichen tummeln sich auf seinen Bildern. Einfache, klare Zeichen. Braune Streifen auf weißem Grund. Furchen im verschneiten Schorokscharer Hotter? Ein heller Keil mit schwarzem Hintergrund. Blitz im Sommergewitter? Ein schiefes Kreuz, ein gebrochenes Herz. Fragmente alter Grabsteine?

„Jedes Kunstwerk ist eigentlich eine Skizze, die erst durch unsere Phantasie vollendet wird“, schreibt Sigmund Graff. Ich wünsche Ihnen viel Phantasie beim Genuß der Werke von Josef Bartl, dessen Schaffen – wie die Donau – Menschen, Völker, Kulturen miteinander verbindet.



Der Hausherr, Bad Cannstatts Bezirksvorsteher Hans-Peter Fischer, bei der Begrüßung



Staatsminister Christoph Palmer, Kovorsitzender der Gemischten Kommission Baden-Württemberg-Ungarn, sagte bei der Eröffnung der Bartl-Ausstellung ein Grußwort

Assoziationen – Weiß, Quadrat, Kreuz und Pfeil

Josef Bartl – Bilder 1951-2000

Den Katalog* der Bilder von Josef Bartl durchblättern, wird man von Farben, Formen, Gegenständen und Stimmungen ergriffen und man weilt ein wenig in einer Formen- und Farbenwelt, die eigenartige Symbole in sich birgt.

Der in Schorokschar geborene Künstler wird inzwischen 70 Jahre alt, seine Wurzeln werden jedoch in seinen Werken immer wieder heraufbeschworen. Die im Katalog vorgestellten Bilder erörtern den Bogen der künstlerischen Entwicklung von Bartl, den langen Weg des Schaffens, der schließlich in die „Einheit nuancierter Formen“ mündete. Auf seinen Bildern aus den 50er-60er Jahren werden hauptsächlich Porträts, Stilleben sowie als fugenartig wiederkehrende Motive die für Schorokschar so charakteristischen Blasinstrumente dargestellt.

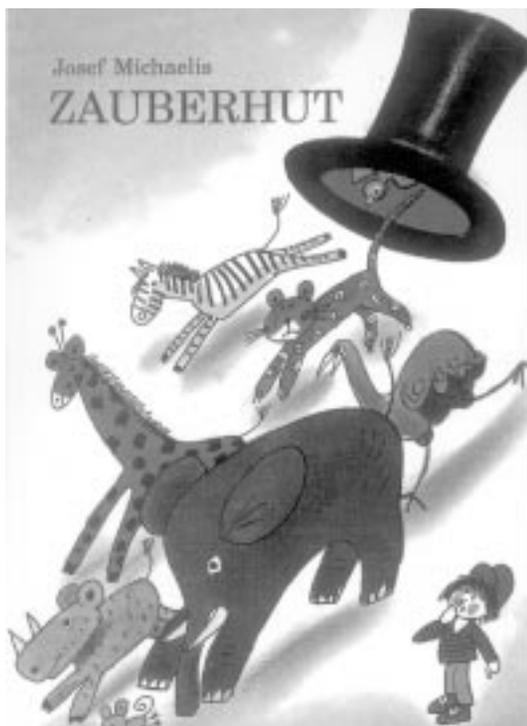
Sein Umzug nach Sankt Andrä/Szentendre im Jahre 1972 läßt auch auf seinen Bildern Spuren zurück. Die auf seiner Tuschezeichnung „Motivsammlung“ zusammengefaßten Motive tauchen auf und prägen seine Kunst bis hin zu den 80er Jahren, als das sogenannte Schachtelsystem auf den Bildern erscheint. Pfeile, Kreuze, Tulpen, Köpfe, Grabhölzer – aus der Volkskunst stammende Motive – auf weißen Quadraten ergeben „ein ikonisches Symbolsystem“ – wie Bartl, über seine Malerei berichtend, bekennt. Nach zahlreichen Ausstellungen kann der Maler nun auf eine produktive künstlerische Vergangenheit zurückblicken, seine Bilder sind nunmehr in allen Ecken der Welt von Kecskemét bis New York aufzufinden, und ein jeder Kenner erkennt an den Giebelverzerrungen und Tulpen, die mit dem Farbenhintergrund eine eigenartige Wirkung erschaffen, den „Mann der Zeichen“.

Der mehrfache Preisträger Bartl (u. a. erhielt er das Verdienstkreuz in Gold der Republik Ungarn) wurde zu seinem 70. Geburtstag mit vorliegendem Buch als vorläufigem Geschenk in Bad Cannstatt geehrt (NZ 42/2001). Als ungarndeutscher Künstler hatte er stets das bescheidene in seinem oft zitierten Motto – „Die Aufgabe des Malers ist zu malen“ – formulierte Ziel vor Augen gehabt, dem er noch, wie wir erhoffen, lange genug tun kann.

Karl B. Szabó

*BARTL
Verlag der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart, 2001, S. 81

Zauberhut wieder da!



Als ungarndeutschen Bestseller kann man das Kinderbuch von Josef Michaelis „Zauberhut“ bezeichnen. Zwei Auflagen sind bereits restlos vergriffen. Immer wieder wird danach gefragt. Erinnerungswürdig ist sein Erfolg bei der Leipziger Buchmesse 1999. Die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen beschloß, eine 3. Auflage herauszugeben. Der Nationale Lehrbuchverlag übernahm die Produktion. Ab Mitte Dezember ist Zauberhut von Josef Michaelis in der Geschäftsstelle der LdU, Budapest, Júlia Str. 9 H-1026, wieder erhältlich. Preis: 500 Ft.



Das Valentin-Quartett – Leiter ist VUdAK-Mitglied Stefan Valentin (Signale 2000) –, ist öfters musikalischer Mitgestalter der literarisch-künstlerischen Veranstaltungen im Haus der Ungarndeutschen in Budapest

Foto: NZ

Junge Talente werden gesucht

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) startet unter der Devise „Junge Talente werden gesucht“ wieder einen literarischen Wettbewerb. Der Wettbewerb steht im Zeichen des dreifachen Jubiläums: 30 Jahre Literarische Sektion, 25 Jahre Werkstattgespräche, 10 Jahr VUdAK. Teilnahmebedingungen:

1. Am Wettbewerb teilnehmen können junge Leute im Alter zwischen 14 und 25 Jahren.
2. Die Texte können sowohl in Hochdeutsch als auch in Mundart geschrieben werden.
3. Erwartet werden Texte mit literarischem Anspruch – Erzählungen, Gedichte, Bühnenstücke, Hörspiele, Essays.
4. Inhaltlich bevorzugt werden diejenigen Werke, welche versuchen, die Gegenwart und die Zukunft der Ungarndeutschen in irgendeiner Weise zu deuten, ihre speziellen Werte und Möglichkeiten aufzuzeigen.

Die jungen AutorInnen werden gebeten, ihre Werke unter einem Motto spätestens bis zum 31. März 2002 an folgende Adresse zu schicken: VUdAK, Budapest, Pf. 224, H 1391.

Bitte Name, Adresse und kurzen Lebenslauf mitschicken!
Wertvolle Preise. Die Jury behält sich vor, Sonderpreise zu vergeben.
Die besten Werke werden auf einer öffentlichen Lesung vorgestellt und auch veröffentlicht.



Antal Lux:
Kirchengasse
in Schorokschar

Publikationen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten	500 Ft
Valeria Koch: Wandlung	200 Ft
Stefan Raile: Dachträume	350 Ft
Robert Becker: Faltertanz	350 Ft
Valeria Koch: Stiefkind der Sprache	500 Ft
Engelbert Rittinger Verschiedene Verhältnisse	960 Ft
VUdAK Künstlersektion – Katalog	500 Ft
Robert König: Dort drunt an der Donau. Grafikmappe	18.000 Ft
Misch Ádám. Ein Künstlerportrait	2480 Ft

Bestellungen erbeten an:
Redaktion Neue Zeitung, Budapest, Pf. 224 H-1391,
Tel.: +36 1/302 67 84, Fax: +36 1 269 10 83
E-Mail: neueztg@mail.elender.hu
Preise ins Ausland bitte anfragen!

Der Vorstand des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler bedankt sich bei all jenen, die mit 1 % ihrer Einkommensteuer den VUdAK unterstützt haben. Den Betrag – 35 247 Forint – haben wir für das Werkstattgespräch 2001 in Fünfkirchen verwendet.

Wenn Sie 1 Prozent Ihrer Einkommensteuer dem VUdAK zukommen lassen wollen, hier unsere Steuernummer: **19656324-2-42**
Herzlichen Dank im voraus!

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst

Redaktion: **Johann Schuth**
Anschrift: Budapest, Pf. 224, H-1391
Tel.: +36 1 302 67 84, Fax: +36 1 269 10 83
E-Mail: neueztg@mail.elender.hu
Verantwortlich für die Herausgabe

Dr. Judit Korda

Generaldirektorin von
Magyar Hivatalos Közlönykiadó GmbH
Satz: Neue-Zeitung-Stiftung
Druckvorlage: COMP-Press Kft.
Druck: Magyar Hivatalos Közlönykiadó
Lajosmizsei Nyomda
Verantwortlicher Leiter:

Norbert Burján

*

Die Herausgabe wurde von der Gemeinnützigen Stiftung für die Ungarländischen Nationalen und Ethnischen Minderheiten gefördert.